

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Kraft.

Von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

In sommerlichen Ferientagen bin ich einmal über die Waldberge hinausgewandert in das obstreiche Vorland, wo auf den Feldrainen hin die edlen Walnüsse reifen wie bei uns daheim die Hagebutten und Schlehen.

In Vorading steckt ein eisgrauer Ausräger, der alte Hauer, sein verwittertes Greisenhaupt gelangweilt aus dem Fenster seines hölzernen Fuhhäuels, mißt mich hurtig Dahinschreitenden vom Scheitel bis zur Sohle und spricht mich mit markiger Stimme an: „He du, halt ein weng! Bist du nicht ein Schröngamerischer?“

„Freilich bin ich einer!“

Ich wundere mich, wie mir der Alte Namen und Geschlecht ansehen mag, da löst er mir schon das Rätsel:

„Denkt hab ich mir's gleich — weil du halt den Alten gar so gleichsiehst . . . Sitz dich nieder auf die Hausbank, gleich kimm ich, — ich muß dir was erzählen.“

Gleich darauf humpelte er an seinem Stecken heraus und läßt sich ächzend neben mir nieder: „Die Hagen lassen halt aus, wenn man den Ahtziger schon auf dem Buckel hat, aber die Brust, der inwendige Kern ist noch gesund . . .

Also, Bua, laß dir sagen: Als jungen Lutterer hat mich mein Vater gottfelig einmal mitgenommen zu euch hinein in den Wald, wo er seine Zugochsen alleweil heraus hat. So zähe Zugochsen, möcht' ich dir sagen, gib'ts heutzutag nimmer. Es ist akkurat wie mit den Mannsbildern. Aber damals — da ist noch eine Kraft auf der Welt gewesen, überhaupt's bei euch drinnen im Wald. Also wir steigen die fünf Stunden über die Berge hinein und laufen unsere Zugochsen, ich weiß es noch wie heute, beim Bräu in Eppenschlag. Wie wir wieder reifen wollen, sagt der Bräu: Was fällt euch denn ein? Wo morgen das große Kaufets ist zwischen dem Schröngamer Hannes und dem Riesentaspas von der Grafenau! Wo der halbe Wald zusammenläuft, da wollt ihr zwei schon wieder absegneln? Bleibt da, sage ich euch, so was seht ihr euer Lebtag nimmer.

So sind wir halt dageblieben. Ich bin eh schon mentisch müd gewesen von dem Bergsteigen — aber wie am andern Tag das große Kaufen angegangen ist, da bin ich wieder frisch geworden wie eine Forelle im Bergwasser.

Hurnaus und Hollerstaunden — ist das ein Kaufen gewesen! Der Riesentaspas von der Grafenau, laß dir sagen, hat den Schröngamer Hannes herausgefordert, weil er's nicht leiden hat wollen, daß es noch so einen Starken geben soll. Der Hannes, ein Bruder von deinem Ahndl,

hat die längste Zeit nichts wissen wollen von dem Kaufets, aber solange haben sie ihn gebengt, bis er gesagt hat: Von mir aus.

Ich seh's noch wie heut, wie sie in der großen Bräustube zusammen gekommen sind. Zuerst sind die Marbacher Buben angerückt mit dem Schröngamer Hannes. Ist noch ein blutjunges Bürschchen gewesen, aber freilich gewachsen wie ein Baum und flachsig wie ein Dachsenfiesel. Wie nachher die Grafenauer gekommen sind, mit ihrem acht Schuh langen Riesentaspas, hab ich mir denkt: Auweh, Hannes, der zertritt dich ja wie eine Laus. Da bist du ja bloß ein Davidl gegen den Goliath.

Der Grafenauer schaut sich die Marbacher Buben der Reihe nach an, und weil ihm keiner gleichsieht, fragt er den Nächsten: »Der welche dennachher ist der starke Schröngamer Hannes? Oder habt ihr ihn daheim lassen?«

»Geh her«, sagt der andere, »ich zeig ihn dir!«

Steht schön gemüthlich auf, packt den Riesentkerl mit einer Hand bei der Brust, hebt ihn über dem Kopf aus und beutelt ihn droben eine Weile umeinander wie ein Bergbündel. Nachher stellt er ihn nieder wie einen Blunzensack und sagt: »So, jetzt kennst den Schröngamer Hannes auch!«

Wie alles geschrieen und gejubelt hat, ist der Riesentaspas kasweis geworden vor Wut und hat gleich einen vollen Eimer Bier gepackt und mit drei Fingern an der Kante in die Höh' gelupft. Der Hannes hat aber bloß gelacht und hat noch einen Maßkrug voll Bier auf den Eimer gestellt und auch mit drei Fingern gehoben. Und kein Tröpferl Bier ist ihm verrommen.

Mir ist das Herz im Leib gehüpft vor Freuden, weil der junge Hannes dem alten Riesentackel die Schneid so schön kleinweis abgekauft, und mir ist schon gewiß, wer Herr wird bei dem Kaufets. Jetzt tümmelt der Riesentaspas zur Stube hinaus und reißt das eiserne Haustor mit den schweren Eisenbunten aus den Angeln und trägt es dreimal um den Dorfplatz. Der Hannes packt den andern Dorfzügel und läuft damit herum, als hätte er bloß ein Federpolster auf dem Buckel.

Nachher hängen die zwei ihre Dorfzügel wieder ein und der Grafenauer Riese schlupft unter den schweren Brückenwagen vom Bräu und hebt ihn mit dem Rücken aus.

Der Hannes aber schraubt die eschene Deichsel ab und schreit seinen Marbacher Buben: »Setzt euch auf die Sedlhütten!« Und wie die Marbacher Buben auf der Sedlhütten sitzen, schiebt er die Deichsel unter die schweren Balken und

hebt die ganze Hütte mit samt dem Dutzend Buben aus der Grundfesten.

»Hansdampf«, schreit der Grafenauer in seiner Wut, »mach Neu und Leid — dein letztes Stündel hat geschlagen. Jetzt gehts Rankeln an!“

Mußt wissen, das andere waren nur Vorspiele. Das eigentliche Kaufsets, das Rankeln oder Ringen, wie man jetzt sagt, sollte anheben.

Der Grafenauer zog seinen Rock aus und stülpte die Hemdsärmel zurück. Ich bin frei erschrocken, wie ich die Prügelarme gesehen hab, — die reinsten Buchenstämme, Berge von Muskeln. Der Hannes schütz seine Zoppe den Marbacher Buben zu und läßt seine Flachsen spielen.

Nachher gehen sie aufeinander los wie stoßende Stiere. Auf Holzscharen und Hausdächern stehen die Zuschauer und tun keinen Schnauser. Mit einem grimmigem Griff will der Grafenauer den Hannes untklammern und ihm die Lunge herauspressen, aber der entwindet sich dem Griff und faßt den andern von unten her. Der Riese stemmt sich gegen die Straßensteine, daß sie zerbröseln. Nichts hörst wie das Keuchen der Kämpfer und ihr brustvolles Atemholen. Wie bei einer Dreschmaschine stößt und pfeift ihnen der Dampf aus der Nase. Sie kommen kaum vom Platz, so stierisch wüten sie beim Rankeln. Wie oft hebt der Riese den Hannes aus, um ihn auf die Schulter zu schmeißen, aber der klebt an ihm wie eine Klette. Zwei geschlagene Stunden dauert das Rankeln, bis der Riese zusammenplumbst wie ein Mehlsack.

Da geht auf den Holzscharen und Hausdächern ein Toben an, und die Marbacher Buben packen ihren Hannes und tragen ihn als Sieger im Kreise der Zuschauer herum.

Die Grafenauer aber wollen ihren ohnmächtigen Riesen aus dem Kreise tragen, vermögen es aber nicht, weil er ihnen zu schwer ist. Da springt der Hannes herbei, hebt ihn mit Leichtigkeit auf die Schulter und schmeißt ihn auf den Schindanger hinter dem Bräustadel.

Jetzt ist das Tummeln und Toben erst recht losgegangen, und die Grafenauer wären mit Holzschelten auf die Marbacher Buben eingerückt, aber der Hannes hat dem ersten gleich ein Hirnbägel gegeben, daß die andern auf und davon sind.

Jetzt haben die Grafenauer ihren Riesen und den mit dem Hirnbägel auf dem Bräu seinen Brückenwagen geladen und heimgefahren.

Weil aber der mit dem Hirnbägel ein hochmög'ender Bürger war, und den Schimpf an sich wie an dem Riesen nicht ungerochen lassen wollte, ist er advokatisch geworden und hat den Hannes beim Landrichter in Wärenstein verklagt.

Der Hannes ist alsdann lachend aufs Landgericht zur Verhandlung, weil er im voraus wußte, daß sie ihm nichts anhaben konnten. Wie er aber im Gerichtszimmer den Advokaten sieht, den sich der Bürgerliche mit dem Hirnbägel genommen hatte, um das gute Recht mit List und Kniffen zu beugen, da hat der Hannes in seinem Unmut nicht viel Federlesens gemacht, und hat den Advokaten mit samt seinem Stuhl vor die Türe hinausgestellt: »Was tuft denn du da? Was weißt denn du? Bist du dabei gewesen und hast du etwas gesehen?«



Die Marbacher Buben packen ihren Hannes und tragen ihn als Sieger im Kreise der Zuschauer herum

Da hat der Landrichter hellauf gelacht, hat dem Hannes auf die Schulter geklopft und gesagt: »Brav, Hannes, brav! Dem Federfuchser hast du schön heimgeleuchtet.«

Da ist der Bürgerliche mit dem Hirnbägel mit Schanden auf und davon, und der Hannes ist auch aus diesem Strauß sieghaft heimgevilgert. Das war das große Kaufsets anno 1833 auf dem Dorfplatz zu Eppenschlag.

Ja, Bua, zu derjelbigen Zeit hat's noch eine Kraft gegeben unter den Leuten, überhaupts bei euch drinnen im Wald. Frei jung werd' ich wieder, wenn ich an selbige Kaufsets denk, wo dein Ahnenvetter den Riesenfäsparr hingelegt hat wie einen Mehlsack. Und drum freut's mich, daß ich wieder einmal einen Schrönghamerischen seh' — Bua, das ist ein guter Stamm!“

Tell.

Ein Blatt der Erinnerung von Maximilian Böttcher.

Nach einem anstrengenden Jagdtag im Winterwald hatte ich mich in einem Revierteil, wo Rot- und Schwarzwild an eingemeteten Rüben und Kartoffeln schweren Schaden verursachten, spät abends, bei hellem Vollmond, noch auf den Anstand gesetzt und gegen Mitternacht einen guten Hirsch und ein ausgesprochenes Hauptschwein mit drei guten Kugelschüssen zur Strecke gebracht.

Sanft eingehüllt in Müdigkeit und das von der, heute sehr gefrendigen, Göttin Diana besicherte Weidmannsheil, hatte ich mich, den treuen Kurzhaarriiden zu Füßen, ein wenig in die Ecke meiner Anstandshütte gelehnt und war vom Träumen ins Dösen, vom Dösen ins Schlummern gekommen.

Wie lange, weiß ich nicht.

Auf einmal merkte ich, daß der Hund mich anstößt; ich fahre auf und denke: „Was ist denn nun schon wieder los?“ So sehr ich mich indessen auch anstrengte, mit meinen verlassenen Augen irgend etwas Lebendiges auf dem Schneelaken vor mir zu entdecken,

ich sehe nichts. Doch der Hund stößt mich wieder an und sagt: „Haua ... haua!“ Da reibe ich mir die Lider und starre und starre durch die Luke und reibe mir wieder die Lider und frage mich: Zum Kuckuck, was soll denn das heißen? Da draußen müßte doch ein Hirsch liegen und ein Hauptschwein. Hast du denn geträumt? Das Hauptschwein, auf den Stich geschossen, müßte doch auf fünfzig Schritte Entfernung, und der Hirsch mit dem Fangschuß auf dem Hals müßte auf höchstens achtzig Schritte Entfernung vor deiner Luke zwei pechschwarze Flecke auf dem schlohweißen Leinentuch bilden. Das kannst du doch nicht geträumt haben, daß der Zwölfender mitten aus dem auf dem Grat herumkletternden Rudel sich im Schuß den Abhang hinunter überflieg und dann sein stolzes Geweih zum Himmel emporstreckte? Aber es ist doch alles weiß vor deinen Augen, eintönig weiß,

und in dem eintönigen ungetrübten Weiß auch durch das Fernglas kein einziger schwarzer Fleck zu erspähen. Selbst die Kartoffelmieten heben sich gar nicht mehr ab von dem weißen Leinentuch, das die Gegend bedeckt.

Im ... der Himmel über dem Leinentuch ist sehr dunkelgrau geworden! Aber selbst wenn er kohlrabenschwarz wäre, auf der schlohweißen Schneedecke würde dir doch kein Hase entgehen, geschweige denn ein ausgewachsenes Hauptschwein. Und da unter deinen Füßen klinkern doch auch die Hülsen der abgeschossenen Patronen.

„Haua ... haua ...“ sagt der Hund.

Nun blüht es in meinem Gehirn. Ich strecke die Hand aus der Hütte heraus und fühle, wie es in dicken Flocken schwer und naß auf die trockene Haut fällt.

Aha, während du geschlafen hast, hat es zu schneien angefangen und weiter, weiter, weiter geschneit, bis Frau Holle mit ihren weißen Daunen den Hirsch und das Schwein völlig zugeschüttet hatte. Und die zum Himmel emporgereckten

stolzen Geweihstangen sind natürlich doch zu dünn, als daß du sie in dem Flockengefüße sehen könntest. Wie spät ist's denn eigentlich? Gerade drei Uhr.

Jetzt erst kommt mir zum Bewußtsein, daß ich friere, daß eisige Kälteschauer mir von den Füßen über die Oberschenkel, über Leib und Rücken bis in den Hinterkopf und in das Gesicht hinaufziehen und Augenhöhlen und Stirn mir schmerzen, als stochere jemand mit einem Messer darin herum. Das kommt davon, wenn so ein ausgemergelter großstädtischer Stubenhocker nicht genug kriegen kann, wenn er nach anstrengender Stöberjagd im Luch am Abend durchaus noch auf den kalten Anstand hinausfahren muß!

Ob noch ein Schluck Kaffee in der Thermosflasche ist? Ja, aber ein herzlich kleiner, und kalt ist er auch schon geworden.

Tell hat die Vorderpfoten auf meine Knie gestellt und drückt mir seine kalte Hundeschnauze



Gegen Mitternacht hatte ich einen guten Hirsch und ein ausgesprochenes Hauptschwein mit drei guten Kugelschüssen zur Strecke gebracht.

an die noch kälteren Backen. Ja, du hast recht, Kerlchen, wir müssen nach Hause. Hier bis Tagesanbruch sitzenbleiben können wir nicht. Unschlafen ist nicht zu denken bei der Eiskluft, die uns umweht, die mir schon so tief ins Mark gedrungen ist, daß ein Schüttelfrost nach dem andern mir durch den Körper bebt. Donnerwetter, die Behen sind mir ja schon ganz steif gefroren; und morgen früh liegt der Schnee schließlich so hoch, daß wir überhaupt nicht mehr durchkommen.

Zu die Ecke also, Fußsack und Decke. Ob ich den Pelz auch ausziehe? Nein, das kann ich nicht, ich friere zu sehr. Also rasch den Rucksack mit dem flügelahmen Rebhahn, den Tell auf der Fahrt zum Ausrand gegriffen und sanft, als wäre er ein rohes Ei, in meine Hände gelegt hat, auf den Buckel. Lebt er denn überhaupt noch? Ja, der ist so warm wie ein Bratapfel in der Ofenröhre. Der kann mehr aushalten als wir, Tell.

Die Thermoöflasche mag liegenbleiben, wo sie liegt. Die können wir morgen früh mit dem andern Kram mitnehmen, wenn wir das Wild heimholen. Warte mal, wir wollen doch die leeren Hülsen auflesen und auf jedes der geschossenen Stücke eine oben drauf legen. Die Hülsen stinken so schön nach Pulverschleim, und das mag das Raubwild nicht riechen.

So, Büchse über die Schulter und Stock in die Hand. Los, Tell!

Zum Ruckuck, die Tür ist ja kaum aufzustoßen. Herrgott, hat das geschneit! Du sinkst ja gleich bis an den Bauch in den Staubzucker, Hund, und ich bis weit über die Waden. Ach, da wollen wir nur gar nicht mehr mit den stinkenden Hülsen an das Wild herangehen. Werfen wir sie einfach fort. Auch die Büchse sind sicher zu Bau gefahren oder haben sich sonstwo unter Schutz und Schirm eingeschoben bei diesem Sauwetter. Los, Tell, los, auf dem schnellsten Wege nach Hause!

Den schmalen Schneisenfahl entlang tappe ich Schritt für Schritt bis über die Knie hinein; aber die Hoffnung, daß diese hohle Gasse nur knapp zwei Kilometer mißt, und daß es auf dem Lanter Wege, zwischen den Hochstämmen, erheblich besser gehen wird, läßt mich den Gewaltmarsch in leidlich guter Laune ertragen. Auch darum schon, weil die Anstrengung die Frostschauer aus meinem Leibe jagt, die ich als Vorboten von Erkältung, Katarrh und Rheuma wie die Hölle hasse. Aber ehe ich noch den Lanter Weg erreiche, fühle ich, wie mir der Schweiß in Bächen den Rücken herniederrieselt. — Es geht nicht anders, Hundchen, ich muß den Pelz ausziehen und hier in eine der Schonungsreichen stopfen. Wenn er einschneien sollte, so wirst du ihn wiederfinden mit deiner feinen Nase. Komm, komm! Was stehst du denn noch?

Nichtig, da hätte ich um ein Haar vergessen den Rucksack mit dem kranken Rebhahn wieder überzuschnallen. Nein, den dürfen wir nicht hierlassen. Wenn der Schnee ihn verschüttet in der engen Tasche, dann muß er ersticken, ohne Gnade.

Siehst du, da vor uns blinkt ja schon das breite Band des Lanter Weges.

Na, etwas besser marschierst sich's ja hier, wenn auch nicht viel. Ich stampfe wenigstens nicht bei jedem Schritt bis über die Knie in die daunige Fülle hinein; manchmal reicht sie mir sogar bloß bis knapp an die Waden. Das ist dann wirklich eine reine Freude, wenn es einmal zwanzig, dreißig Schritte weit in etwas flotterer Gangart vorangeht. Denn sobald ich bis an die Oberschenkel einsinke, erfordert es schon erheblichen Kräfteaufwand, Bein für Bein umständlich und mühsam aus dem Schnee emporzuziehen und einen Schritt vorwärts zu setzen. Dester muß ich mit den Händen zupacken, um das wie von unterirdischen Mächten festgehaltene Pedal empor zu kriegen. So mag der Fliege zumute sein, die in die Buttermilch gefallen ist, Hundchen. Da macht man schlechte Witze über so ein armes Tier; kommt man aber selbst in eine ähnliche Lage, dann vergeht einem der Spaß, haha!

Aber los, Kerlchen. Bald, bald werden wir das freie Feld erreicht haben und zwischen den vom Schneepflug aufgetürmten Schanzen, auf dem holprigen Lehmdamm dahinpatzieren, auf dem nachmittags die Schlittenkufen knarzten und knirschten, und den entlang man in Filzavantoffeln hätte gehen können. Weißt du, Tell, wir wollen doch einen Augenblick verschmaufen; mir fängt die Puste an auszugehen, und mein Herz schlägt mir so, daß es mir bis in die Schläfen hinaufdröhnt. Schade, daß ich die gute Schinkenstulle in der Burg habe liegen lassen. Die käme uns jetzt, redlich geteilt, gut zustatten. Aber du bist gar nicht müde, wie es scheint. Wie machst du das eigentlich, daß du immer nur bis wenig über die Fußgelenke einsinkst? Das kommt wohl von deinen breiten, weichen Sohlen und davon, daß du so hübsch schlank gebaut bist. Der Schnee ist feucht und klatschig und staut sich unter deiner leichten Fährte zusammen, während ich mit meinen anderthalb Zentnern — ohne Kleidung und Gepäck gewogen — rettungslos bei jedem Schritt auf den Grund gelange. Ob es meinen Mut anfeuern würde, wenn ich jetzt einen Schnaps oder einen Schluck Portwein hinter die Binde gießen könnte? Doch wozu das Grübeln über Schlösser, die im Monde liegen? Ja, der Mond, der ungetreue Gefelle, der hat uns heute im Stich gelassen. Gegen die Sorte Wolken, die über uns dahintreiben, kann er offenbar mit dem besten Willen nicht an. Sieh doch nur, wie es herniederschüttet! Der Wind ist auch umgesprun-

gen und treibt uns jetzt die dichten Flocken von vornher ins Gesicht. Ich will doch die Brille abnehmen; das ewige Gewische nach den Gläsern hinauf ist scheußlich.

Du zupfst mich am Schoß der Lederweste. Hast eigentlich recht; das stehen macht auch müde, und die Hauptsache ist, daß wir nach Hause kommen. Herz und Lunge haben sich ja wieder ein wenig beruhigt. Also voran, Tell, voran. Da vor uns schimmert ja schon das weithin ausgespannte Leintuch der Feldmark.

Noch einmal muß ich zwischen den Hochstämmen haltmachen, um zu verschnaufen; aber schließlich rücken wir doch bis an den Waldrand vor.

Es wäre interessant zu wissen, wie lange wir gebraucht haben von Bartels Kartoffelmieten bis an die Feldkante. Doch ich bin zu faul, um nach der Uhr zu sehen. Es ist ja auch schließlich gleichgültig. Nur nach Hause, nach Hause, und jede nicht unbedingt nötige Bewegung vermeiden, alle Kräfte aufsparen für die Lösung der Aufgabe, auf die es einzig und allein noch ankommt.

Wenn es doch nur nicht so fürchterlich schneien wollte. Der Vergleich mit den Daunen der Frau Holle ist ein lahmer Vergleich. Wie der Schnee da auf uns herniederschüttet, das erweckt schon mehr den Eindruck, als ob ein verrückt gewordenener Kolonialwarenhändler von seinem Speicher herab einen Sack feucht gewordenen Zuckers nach dem andern über unsere Köpfe austippte. Pfui, wie öde das Feld aussieht in seinem wehweißen Kleide, das gegen den Saum hin grau wird und grau in die graue Wolkenplane übergeht, welche die ganze Welt bedeckt. Früher habe ich mich immer geärgert über die Menschen, die vom „Leichentuch des Winters“ sprachen, aber sie haben doch nicht so unrecht gehabt, die guten Leute. Es hat so allerlei für sich, der ominöse Vergleich mit dem Leichentuch, Tell.

Was zupfst du denn immer an meiner Weste? Ach so, ich habe schon wieder mal haltgemacht. Ach Kerl, wenn du wüßtest, wie furchtbar müde ich bin. Am liebsten setzte ich mich hier unter den letzten Baum am Wege und schlief ein. Aber du hast wohl recht, das darf ich nicht. Bald würde ich eingeschneit sein wie ein Reifighaufen, und mein Blut würde erstarren. Und wenn die aus dem Dorf morgen Nachsüche halten und mich finden, dann würde der rote Saft in meinen Adern sich vielleicht doch nicht mehr auftauen lassen. Viel daran gelegen wäre eigentlich nicht, Tell. Seitdem unser liebes Vaterland . . . na, denken wir lieber nicht daran! Gewiß, die paar Tage hier draußen bei dir und dem Wilde, die sind ja schön, mitunter sogar herrlich. Aber die endlos langen Marschstrecken zwischen diesen Däsen dehnen sich so kalt

und leer dahin wie der Weg, den wir eben von der Burg hierher zurückgelegt haben. Da müssen wir auch oft mit den Händen nach den Knien greifen, um unsere Pedale emporzuheben über all die unterirdischen Kräfte, die uns mit Gewalt in den Dreck ziehen wollen. Und die Luft, die uns ins Gesicht schlägt, ist genau so dick, so feucht und so klatschig, wie hier im treibenden Schnee. Ob ich die schwere Büchse hier an den letzten Baum stelle? Nein, ich will sie doch lieber behalten.

Daß wir, nun schon hundert Schritte weit ins Feld hineingelangt, immer noch bis an die Oberschenkel in der weichen Sahne buttern, das liegt wohl daran, daß der nach Südosten herumgegangene Wind allem Schnee, den er auf der weiten Reise über das freie Feld in seine Flügel bekommen konnte, bis an den Wald mitgenommen hat. Bald wird's hoffentlich besser werden, hoffentlich!

Aber es wird nicht besser. Hund, es wird nur immer schlechter. Wo sind denn eigentlich die Schanzen, durch die wir heute nachmittag dahingefahren sind, wie die Schlaraffenländer zwischen zwei Zuckerbergen? Ich muß wieder haltmachen, Tell, ich kann nicht mehr. Schau, wie mir der Schweiß unter der Pelzmütze hervor in dicken Rinnsalen über Augen und Wangen läuft. Mein Taschentuch habe ich schon dreimal ausgewrungen, aber es wird nasser und nasser, je öfter ich mir Kopf und Gesicht damit abreibe. Ach was, ich stülpe die dicke Mütze gar nicht erst wieder auf. Das wird mir gut tun, wenn das kalte Schneegestöber wie eine unaufhörlich rieselnde Quelle über meinen heißen Schädel hinfließt.

Da bin ich bis an den Bauch in eine Schneewehe hineingetaumelt und stehe fest, wie angewachsen. Ja, wie komme ich denn da nur wieder los? Herrgott, ich kann doch hier nicht angeliebt bleiben, bis ich Wurzeln schlage? Alles Nucken und Zucken bringt die verschütteten Füße nicht einen Zentimeter in die Höhe, und ein Gefühl des Grauens schüttelt mich, verwandelt die Blut, in die ich gleichsam gebadet bin, mit einem Schlage in Eiseskälte. Im Stehen sterben, na ja . . . Unter anderen Umständen und zu einem braven Zweck wäre das ja ganz schön. Aber hier, mitten im kahlen Wintergefilde auf dem Lanter Wege, nur damit die Krähen morgen früh über meiner Leiche Skandal machen, und die Pferde des Schneepflugs scheuend nach der Seite ausbrechen können?!

Uebelkeit steigt in meinem Halse empor, Schwindel umnachtet mir die Sinne, ich taumle, taumle und falle nach vorn über. Und da erweist sich das Uebergewicht meines Oberkörpers glücklicherweise als so groß, daß es eine Spalte in die Schneewehe drückt, einer Art krausem Trichter gleich, aus dem ich mich langsam her-

auswählen kann. Doch bleiben bei der Quälerei meine Stiefel stecken, erst der linke, dann der rechte. Hol sie der Teufel; vielleicht geht's auf Strümpfen besser voran. Die schweren pelzgefülltesten Kanonen hingen mir ohnehin seit geraumer Weile wie Bleiklumpen an den schon vor Müdigkeit schmerzenden Füßen.

Da sitze ich schon wieder bis an den Nabel in einer Schneewehe.

Wenn ich nur die schwere Büchse nicht über der Schulter hängen hätte. Plötzlich ein blitzhafter Einsall im lahm gewordenen Gehirn: Freischaukeln muß du dich mit dem Büchsenenschaft, dich vorwärts schaukeln, eine Gasse dir schaukeln durch den Schnee! Das Zielfernrohr hinunter und in den Rucksack hinein mit der nutzlosen Last. So, und nun den Lauf als Stiel gefaßt und den Kolben als Schippe benutzt!

Plötzlich ein jähes Erschrecken, das wie eine Feuerkugel vom Genick her bis in die Zehenspitzen rollt. Ist die Knarre auch entladen? Nein, das hast du vergessen in dem Halbschlaf, in dem du aus der Burg aufgebrochen bist. Na, danke Gott und sei zufrieden, daß du dich nicht schon, weidwund geschossen, im Schnee herumwälzt, du leichtsinniger Jägersmann, du!

Nachdem ich die Patronen aus dem Magazin genommen und in die Tasche gesteckt habe, schaukle ich darauf los wie einer von der Berliner Straßencleaning, nur etwas fixer. Und komme nach eigenjinnig wiederholten vergeblichen Versuchen, mich mit Beinen, Bauch und Händen durch die mir immer wieder bis zur Brust emporwachsenden Schneeberge hindurchzuarbeiten, zu der Ueberzeugung, daß nur das als Schaufel gebrauchte Gewehr mich vor dem Verderben erretten kann.

Nachdem ich eine halbe Ewigkeit geschippt habe, wende ich mich, wieder einmal verschaukelnd, um zu sehen, wieviel Kilometer ich denn wohl schon geschafft habe. Und da will mir wieder das Blut erstarren vor Schreck über die Winzigkeit der Strecke. Aber gleich springt der Affe des Galgenhumors in mein Genick: Viel Richtungssinn hast du auch nicht, alter Junge! Eine schöne Zickzacklinie hast du da durch den weißen Zucker gewühlt. Die Krähen, die morgen früh über den Lanter Weg fliegen, werden denken, da hat sicher ein großes Schwein entlang gepflügt, das vom Liebestaumel so benommen war, daß es nicht mehr geradeaus sehen konnte!

So, Tell, Schluß! Ich kann nicht mehr. Ich kann wirklich nicht mehr, so sehr du auch betteln magst. Die Arme hängen mir wie zwei Eisenträger an den Gelenken, und die Büchse ist schwer . . . wie . . . ja, ich weiß nicht wie. Jedenfalls vermag ich sie nicht mehr zu regieren. Also, Schluß, Tell. Laß das alberne Haa . . . haa. Ich setze mich in die Rinne, die ich mir selbst geschaukelt habe. Mag sie mir ruhig zum

Grabe werden. So, und nun setz dich neben mich, Hundchen, wärme mich noch ein wenig mit deinem rascheren und heißeren Blut . . . Laß doch endlich das albern: Haa — haa — haa, sonst hau ich dir wirklich noch zu guter Letzt eins auf die Schnauze.

Komm, Hundchen, wir wollen uns so herum-drehen, daß der Schneesturm uns den Buckel herunterrutschen kann. Fein, was? Blase nur, du Wüterich! Wir machen uns gar nichts aus deinem tobsüchtigen Geheul, du Aff! Sieh einmal, Tell, wie rasch die Rinne, die ich den Weg entlang geschaukelt habe, verweht ist. So rasch wird jede Spur verweht sein, die wir hier auf Erden getreten haben. Aber wenn sie morgen früh meine Stiefel suchen, die aus dem Dorje, da werden sie wacker buddeln müssen; sonst finden sie sie nicht. Und daran geben werden sie sie nicht gern wollen; denn bis es taut, sind Pelzfutter und Zuchtenleder vielleicht verdorben, und der Jagdaufscher hat schon immer scheel und neidisch auf die „feinen Dinger“ hingeblickt. Wahrscheinlich wird er sie in der Ofenecke anziehen wollen oder im Bett, der feige Kerl, der sich in der Winternacht mit seinem Herrn nicht auf den Anstand hinausstraunt, weil er den Husten hat. Hahaha!

Schau doch die Apfelbäume da vor uns, Tell. Links vom Wege zähle ich vier, rechts nur drei, soweit mein Auge durch den Flockenwirbel reicht. Wichtig, das ist hier Wulfs Plan „auf der Höhe“, wo im Juli der Blitz dem alten krummen Stamm die krause Krone weggeschlagen hat — du weißt doch, Tell, dem wuscheligen Wipfel, der immer so hübsch freundlich ansah, wenn er voll goldgelber Augustäpfel hing. Aber nein, Tell, wie sonderbar.



So, und nun setz dich neben mich, Hundchen, wärme mich noch ein wenig mit deinem rascheren und heißeren Blut.

Sieh doch, sieh doch, die Apfelbäume blühen ja! Hundchen, Hundchen, siehst du denn nicht, daß die Apfelbäume blühen? Von oben bis unten sitzen sie voll lauter weißroter Blüten über Blüten. O diese Pracht. Da ist ja kein aller-kleinstes Zweiglein, das nicht tausend Blüten getrieben hätte. Nein, so unsinnig voll haben

die Bäume noch nie geblüht wie in diesem Frühling. Sind die drei Kronen rechts und die vier Kronen links nicht anzuschauen wie rosa Wolken, die vom Himmel herniederschweben? Und da kommen ja auch die Stare angefliegen, fallen in die Wipfel ein und singen und pfeifen, pfeifen und singen, daß es eine wahre Lust ist. Du, da wollen wir doch auch gleich den Nebhahn aus unserem Rucksack in die goldene Freiheit fliegen lassen. Gurr, gurr, gurr, surrt er dahin und sucht sich seine Gurrütt.

Nein, Hund, waren wir beide eben dumm. Da haben wir uns von einem dummen und häßlichen Traum vorgaukeln lassen, wir wären in den Schneesturm geraten, und der weiße Tod



Als ich das erste Haus des Dorfes durch die Schneedämmerung schimmern sehe.

hätte uns schon in den eisigen Fingern. Und dabei ist das ganze Feld, die ganze Welt, von Blüten überjät, von weißen, weißen, weißen Anemonen, Gänjebülmchen, Wiesen Schaumkraut und Lilien, Lilien ohne Zahl. Oh, ist das herrlich! Schau doch, welche einen eigenen Glanz der Himmel angenommen hat. Ein goldener Dornbogen wölbt sich hinein in die rosa Wolke. Es ist wohl Morgen, und die Sonne will aufgehen. Hörst du die Lerchen jubilieren? Ach, sieh doch, wer da den Weg entlang kommt unter den blühenden Apfelbäumen, über die weißen Anemonen und Lilien daher. Mein Vater und meine Mutter sind es, und dort drüben grüßt auch das grüne Haus meiner Kindheit, und aus der offenen Tür kommt eben in seiner hurtigen Weise mein Junge gesprungen, mein Junge, mein Junge!

Siehst du, es ist gar nicht wahr, daß die drei gestorben sind. Und daß wir um sie geweint haben, das haben wir auch nur geträumt. Und nun sind sie heran, setzen sich zu uns auf den blühenden Wegrain, und in unsagbar selbigem Glück halten wir uns bei den Händen.

Plötzlich fühle ich einen harten Biß in meiner Hand. Scharf und schneidend wie ein Messerstich

fährt er mir durch die Nerven. Und dann bringt wieder das Haaa . . . haaa des Hundes an mein Ohr, um das schon die Musik reinerer Sphären ihre Harmonien erklingen ließ.

Ach, Hund, es war so schön, warum hast du mich nicht dort gelassen, wo mein Herz ganz erfüllt war von wunschlosem Frieden? Soll und darf es noch nicht sein?

Au, du tust mir ja weh, Grobian du, wenn du mir mit deinen scharfen Zähnen in den Arm zwickst, ja doch, ja doch, ich rapple mich ja schon wieder hoch.

Neue Kraft und neuen Mut, es noch einmal mit dem Leben aufzunehmen, fühle ich nach dem langen tiefen Schlummer in meinen Adern. Ich muß wohl wirklich lange geschlafen haben; denn der Schnee liegt mir handhoch auf Kopf und Schultern. Da will ich doch nur erst den Rucksack abschütteln und schauen, wie es unserem Nebhahn geht. Oh, der ist munter und guter Dinge, er pickt sogar gleich nach meiner Hand, als ob er Hunger hätte.

Also los, Tell. Wir wollen es noch einmal versuchen, uns nach Hause durchzuschlagen. Wo ist denn die Büchse? Die Büchse ist fort; die werden wir wohl erst morgen bei Tageslicht suchen müssen.

Leichter geht es jetzt vorwärts, wohl schon deshalb, weil der Sturm sich gelegt hat, und weil kein Schnee mehr vom Himmel herniedersfällt. Kunststück, wo keine Wolken mehr da sind, Tell. Nein, wahrhaftig, hoch über uns flimmern die Sterne, und da drüben, hinter dem schwarzen Waldsaum, will der Mond zur Küste gehen. Mach schon, daß du wegkommst, ungetreuer Freund! Es kann wohl nicht mehr weit bis zum Morgen sein.

Als ich das erste, ein wenig ausgebaute Haus des Dorfes durch die Schneedämmerung schimmern sehe, tritt eine tief eingehüllte Gestalt aus dem Schatten des Mauerwerks. Sollte der Nachtwächter es wirklich wahr gemacht und, trotz der nadelstark gewordenen Kälte, die Nase zur Tür hinausgesteckt haben?

Die Gestalt fliegt mir entgegen, und ich sehe, daß sie unter dem großen Umschlagtuch und dem langen Mantel Weiberröcke trägt.

„Lieschen!“

„Ach, mein Gott, ach, mein Gott! Nur gut daß Sie wieder da sind, nur gut, daß Sie wieder da sind!“

Weiter sagt Lieschen nichts. Sie nimmt dann nur noch meine Hände und preßt sie gegen ihre Lippen.

„Bloß warm machen will ich Ihre Hände. Sie sind ja ganz verklammert, wie Eis. Mein Gott. Und die Stiefel haben Sie verloren und die Mütze und den Pelz auch. Und wo ist denn Ihre teure Fernrohrbüchse?“

Ta
lan
Ja
wei

ebe
es
mu
Ge
wa
rei
mi
auf
Ge
schl
so
Di

die
der
un
fei
als
der
ten
zu

die
lan
un
Eig
wä
ma
lib
Ri

sei
nie
wi

De
un
nie
ha
ha
Er
ge
ge
we
de
de
Mi
jo

"Ich weiß nicht, liebes Lieschen. Wenn's Tag wird — es kann doch wohl nicht mehr lange dauern —, dann sorge doch ja, daß der Jagdauf, eher losgeht und die Büchse sucht. Ich weiß wirklich nicht, wo ich sie verloren habe,

aber bei Wulfs Plan 'auf der Höhe' habe ich sie bestimmt noch gehabt.

Zell trollt neben uns, als wäre nichts geschehen. Nur seine Stummelrute dreht sich im Kreise wie ein vergnügtes Kinderspielzeug.

's Hansbattles Theres.

Von Oskar Währle.

Egentlich hieß sie gar nicht Hansbatttle, sondern Naas. Aber sie stammte aus Buschweiler, und da war Hansbatttle eben ihr Dorfname. Außer den Hansbatttle gibt es dort auch noch die Hansbatten. Aber man muß scharf unterscheiden zwischen diesen beiden Geschlechtern, trotzdem sie nah miteinander verwandt sind. Die Hansbatten, das waren die reichen, die hatten Felder und Wälder, Matten und Aecker, Fischweiher und Weinberge und außerdem noch einen schönen Bagen Geld. Deshalb hatten sie auf ihr Geschlecht eine riesengroße Einbildung, so groß, daß die Leute im Dorf sagten: Die Hansbatten sinken vor Hochmut.

Die Hansbattles dagegen, das waren die armen Teufel, die hatten keine Felder und keine Wälder, keine Matten und keine Aecker, keine Fischweiher und keine Weinberge, nein, die hatten nichts als ihre fünfzinkigen Gabeln, die ihnen der liebe Gott gegeben, und die brauchten sie gleicherweise zum Arbeiten wie zum Essen.

Zu diesen Hansbattles nun gehörte die Theres, unserer Mutter Mutter. So lang ich's erdenken kann, wohnte sie bei uns im Hause und wurde wie ein Eigenes gehalten. Nach Buschweiler wäre sie nie mehr zurück, und wenn man ihr den Weg dorthin mit Fünflibern gepflastert hätte. Für uns Kinder, und mochten wir noch so wild sein, hatte sie immer ein gutes Wort, und nie schätzten wir sie mehr, als wenn wieder einmal Prügel fällig waren. Da nahm sie uns gewöhnlich in Schutz und wehrte dem Vater. Ich kannte sie nie anders als ganz alt und weißhaarig. Ihre fünfundsiebzig Jahre hatten ihr den schmalen Rücken zur Erde gezogen, so daß ein richtiger Buckel daraus geworden war. Ihr Gesicht war zusammengekrumpelt und vom Alter ganz klein gemacht worden, fast so klein wie das Gesicht eines Kindes. Aber es war von den Sorgen eines geschunden Lebens zerrissen, und die Falten und Runzeln in ihrer pergamentenen Haut waren so tief, daß sie ganz dunkel erschienen vom Schat-

ten, der darin lag. So lang sie noch laufen konnte (kriechen, sagte Neni, der Schmied), nahm sie Sommers den Kratten, den Tragkorb, auf den Rücken und den Stecken in die Hand und streifte hinaus ins Feld, um Kräuter zu sammeln.

Sie kannte alles, was der Herrgott wachsen ließ, der Pflanzen vielfältiges Heer; keine Staude am Gange, keine Blume am Bahndamm war ihr fremd. Und von jedem wachsenden Wesen wußte sie einen Vers oder ein Sprüchlein. Mit



Mit ihren Geschichten konnte sie uns Kinder, selbst wenn wir ungebärdig waren wie der Hund ab der Kette, aus der größten Wildheit herausholen.

te eine Schafgarbe ab, so sagte sie gewöhnlich: „Wenn die Mannsleute wüßte, was du für ein feines Kräutlein bist, so würden sie dich für heilig ausgeben und vor dir niederknien!“ Beim Stiefmütterchen hieß es: „Stärkt 's Genick, lagiert den Magen und macht das Haar wachsen!“ Beim Käsleskraut: „Bei dir gebadet hat noch keiner Jungfrau geschadet!“ Ihre vielen Kennt-

nisse hatte sie von ihrem Vater. Der war tief hinten im Sundgau, wo die Bauern so grob aus dem Hals herausreden, einen ehrlichen Katarrh nicht anders als Chudri und Schnidri benamßen und nie im Leben den Roll-Laut „r“ anders sagen können, als daß sie zweimal mit dem Halszapfen wackeln, da war er ein Dorfdoktor gewesen, mit einem Zulauß, über den selbst die vielbesuchten vierzehn Nothelfer von Niedermagstatt hätten neidisch werden können.

Das Schönste an der Großmutter das war aber nicht ihre Kräuterjammerei und auch nicht das, daß sie bei Neumond Warzen und Kröpfe besprechen konnte, nein, das Schönste das waren die Geschichten, die sie erzählen und die Lieder, die sie vorsingen konnte.

Ihr Gedächtnis war erstaunlich. Stets erzählte sie ihre Geschichten so, wie sie sie selber gehört hatte, nie veränderte sie auch nur einen Satz oder eine Wendung. Wurde sie darüber gefragt, so sagte sie: „Ja, meinen guten Kopf hab ich nur darum, weil ich nicht lesen und nicht schreiben kann.“

Mit ihren Geschichten konnte sie uns Kinder, selbst wenn wir ungebärdig waren wie der Hund ab der Kette, aus der größten Wildheit herausholen und uns zahm machen wie die Rehe im Winter. Wenn sie anfang vom Hans Trapp, der im Herbst mit dem wilden Heer in der Luft umherfährt, oder von der Hegenheimer Mühle, wo nachts die Sundgaugespenster ihre Vollmondversammlungen abhalten, oder vom langen Tilltapp, der ihrem Vater erschienen war und dabei so hoch aufwuchs, daß er den Türstoch sprengte und sogar von der Scheuer das Strohdach herunterwarf, oder von dem Hunds-Chaib von Bäcker, der seine hochschwängere Frau an drei zigeunerische Räuber verkaufte, die sie in den Wald führten und ihr dort den Bauch aufschneiden wollten, und wie sie bat, drei Schreie tun zu dürfen: wenn sie diese Geschichten erzählte oder die Lieder sang: „Es waren mal drei Bauernjöhn, die hatten Lust in Krieg zu geh'n, wohl ins Soldatenleben!“ oder: „Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände!“ so waren das keine gewöhnlichen Worte mehr, die uns zuhorchenden Kindern in die offenen, gierigen Ohren flossen, sondern es stieg aus der kleinen, verschrumpelten alten Frau heraus das pure, leibhabend Leben. Aus ihrem Munde ritten die verwageneiten Reiter heraus. Es hallte das Zimmer vom Hufesichlag, mit ihren hellen Säbeln spalteten sie rischiraschi die Wand und sprengten hinaus ins Blachfeld. Augenmah standen sie einem; man sah das kleinste Härlein im Schnauzbart, und wär' man ein Maler gewesen, so hätte man alles mühelos nachzeichnen können. Und die Mädchen, von denen sie einem erzählte, die waren so schön und so prinzeßlich, wie ich später in meinem Leben keine mehr gesehen habe,

und ich sah doch so viele! Und es rauschte nur so von Seide und Sammet, und es glänzte nur so von Damast und Brokat, und was erst das edle Gestein anbetraf, so konnte es der geschickteste holländische Diamantenmann nicht glitzriger und nicht funkliger schleifen als 's Hansbattles Theres ihr Wort. Und wenn die Kinderschar hinter dem Rattenfänger von Hameln hertrippelte, so mußte man sich an der Bettkante festhalten, um nicht selber mitten im Zuge zu sein, und wenn sich dann der dunkle Berg hinter allen geschlossenen hatte, knacks, stand einem schier der Atemzug still. Ewig hätten wir der Großmutter zuhören mögen.

Freilich, wenn die Mutter oder der Vater dazukam, mußte mit dem Erzählen aufgehört werden; denn sie hatten es nicht gern, daß die Großmutter uns „solche Flausen“ ins Ohr setze.

Geschichten zu erzählen wurde die alte Frau nie müde. Sie wußte unzählig viele! Mehr als ich später je in Büchern gelesen habe. Mit Geschichten schläferete sie mich abends ein, wenn mir die Schienbeine weh taten; mit Geschichten, Liedern und Sprüchen machte sie mich am Morgen munter. Wenn der Vater uns am Morgen weckte, da hieß es einfach: „Steh auf, der Schinder will die Haut!“ und schon war einem die Bettdecke weggezogen, daß man kalteschnatternd in die Kleider schlüpfte. Kam aber die Großmutter, so hieß es:

Wach auf! Wach auf!
Zum Bäcker lauf!
Ein Wecklein kauf!
Der Knecht ist schon im tiefen Bach,
Wit oben! Wit oben!

Das liebste in meinem Kindheitsleben waren mir die Sonntagmorgen. Da gab es den Kaffee und die Milch aus Bett, dazu einen Wasserwecken, einen großen, manchmal sogar zwei, und außerdem durfte ich eine Stunde länger liegen bleiben. Dann mußte die Großmutter eine recht grußliche Geschichte erzählen, so grußelig, daß ich vor lauter Angst mein eigenes Herz am Hals klopfen hörte. Wenn es allzugruselig wurde, schlüpfte ich unter den rotgeblühten Bettüberzug, da verstand ich dann die einzelnen Worte und ihren Sinn nicht mehr, sondern hörte nur noch das Gefälle der Sprache, das herklang, als sei es außerhalb der Welt, im Unendlichen gesprochen. Schien dann die Sonne auf die Bettdecke, so kam ich mir unter dem geblühten Bezug wie ein Gefangener in einer Höhle vor, die inwendig rot wie das Blut der Kälber war, die der Metzger Friedrich hinten in seinem Hof jeden Schlachttag abstach. Oder ich studierte, um nicht das Schreckliche ganz mitanhören zu müssen, die Muster der Wandtapete neben dem Bett und sah an Stelle der farbigen Tupfen eine Welt voll Gestalten, von Riesen und Drachentieren,

von
Sä
wa
Fel
ode
Zei
sch
Sp
Luf
We
we
auf
Pri
C
hat
Ha
res
zu
me
die
Si
ste
sag
fei
aus
den
der
che
jed
da
an
für
in
lieg
gef
sag
stii
sch
tus
Da
Wa
ins
der
eri
Me
nu
ein
Es
Ha
die
so
Fu
far
we
Lo

von Ueberfällen, Verfolgungen und blutigen Schlachten.

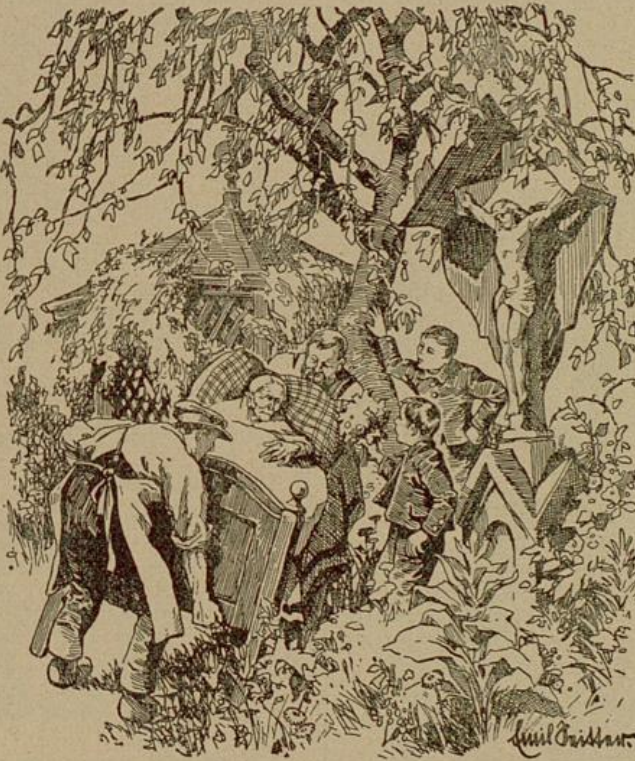
Später wurde die Großmutter gelähmt, das war für sie, die sonst immer in der Freiheit des Feldes lebte, im Rauschen der Eichen der Hardt, oder im Murmeln des Bachs, eine schwierige Zeit. Vom langjährigen Liegen wurde ihr Fleisch schier und wund. Sie hätte nach Basel ins Spital gesollt, dort hatten sie Liegegestelle, die mit Luft oder mit Wasser gefüllt werden konnten, auf denen die Kranken merklich Erleichterung hatten. Aber 's Hansbattles Theres wollte nicht zu den „Menschenmehgeru“, wie sie die Aerzte nannte. Sie wollte ehrlich sterben, wie sie sagte, und von keinem Doktor ausgebeinelt werden, diesen wunderfiktigen „Siechen“, für die jeder Kranke nur dazu da ist, daß sie an ihm studieren können. Sie wollte in einem Grabe liegen, wenn sie gestorben wäre, sagte sie, und nicht stückweise zerschnitten in Spiritusgläsern in der Basler Anatomie.

Durch ihre Weigerung, sich ins Spital bringen zu lassen, lieferte sie sich den größten Schmerzen aus, die ein Mensch nur erdulden kann. Ihr Bett war wirklich eine Matragengruft; ihr alter, wundgelegener Körper nur noch Behälter der Qualen.

Trotz ihrer Krankheit hatte sie immer noch eine große Macht über Menschen und Tiere. Es kam niemand ins Haus, der nicht zuerst 's Hansbattles Theres aufgesucht hätte, und was die Bierbeinigen anging, so hatte die Großmutter so viel Besuch, als sie nur wollte. In der Fußeten ihres Bettes machte Minetti, die vierfarbige Kaze, mehr als einmal Junge, und wenn Zampa, der Hofhund, von seiner Kette löskounte, so war sein erster Gang ans Zimmer

hin; mit seinen breiten Bernhardinerpfoten stellte er sich ans Fensterbrett, schaute mit seinen runden Hundeaugen zu ihr hinein, und wenn sie seinen Namen rief, schwenkte er vor Freude den Schwanz rasend wie einen angehenden Propeller.

War das Frühjahr da und es ging in den Mai hinein, dann hielt's die Großmutter nicht mehr im Zimmer aus. Dann war ihr alles zu eng. Die Wände rückten auf sie zu, um sie zu erdrücken; die Decke senkte sich ihr auf die Brust und verwehrte ihr das Atmen. Da ließ sie sich an warmen Tagen vom Vater und seinem Gesellen in den Garten hinaustragen unter den großen Zudenkirchenbaum.



Da ließ sie sich an warmen Tagen vom Vater und seinem Gesellen in den Garten hinaustragen unter den großen Zudenkirchenbaum.

so klein und verschrumpfelt aus wie ein Kind. Und ihr Gesicht mit dem Viberzahn war so wächsern und weiß wie das eines Toten, und nichts an ihr lebte mehr, als nur die Augen. Und die gingen ihren Weg rundum wie zwei gefangene Sonnen. Neun Jahre ertrug sie so das Leben einer lebendig Begrabenen. Was das aber heißt, wie hätten wir das als Kinder auch nur ahnen können?

Eines Tags, als ihr am Morgen die Mutter, wie gewohnt, den Kaffee bringen wollte, war 's Hansbattles Theres tot. Noch kleiner geworden war sie im Tod, noch mehr zusammengeschrumpfelt. Ausgelöscht war sie, verweht wie ein Licht.

Wie der Steffesbur warm bekam.

Von Seved de Bylder.

Der Steffesbur kommt aus seinem Haus, einem stattlichen Schwarzwälder Bauernhaus, und geht hinaus in die kalte, sternensimmernde Winternacht. Warum bleibt er nicht in seiner warmen, holzgetäfelten Stube mit dem großen Kachelofen, bei dem sich's so mollig sitzen läßt? Was treibt ihn hinaus in den Wald, in seinen ragenden Tannenwald, der sich so weit an den Berghängen erstreckt? Will er auf die Jagd, die der stolze Steffesbur nicht verpachtet hat, sondern selbst



Dann kniet es auf den Schnee, um zu beten.

ansüßt? Er hat die Büchse umgehängt, nimmt aber keinen Hund mit. Ohne Hund wird er in der Nacht nicht viele Hasen schießen, denn die liegen jetzt geduckt unterm Gebüsch und röhren sich nicht. Da würde er gescheit in der warmen Stube bleiben, eine Pfeife rauchen und ein Krüglein seines guten Weins dazu trinken.

Aber der Steffesbur hat nicht kalt. Er ist warm angezogen und hat innerlich eingeheizt: gut gegessen und getrunken. Ihm macht die Kälte nichts, wenn auch Stein und Bein zusammenröhren und der Schnee unter den Füßen kracht. Er geht eine halbe Stunde unter seinen eigenen Bäumen hin und stellt sich dann hinter

eine mächtige dicke Tanne auf den Anstand. Auf was für ein Wild mag er wohl lauern?

Er lauscht und hört leise Schritte sich nähern. Der Schnee knirscht nicht so lustig, wie vorhin unter den festen Tritten des Steffesburs; die Füße, die jetzt über ihn schreiten, stecken nicht in so guten, derben Schuhen. Ein junges Weib kommt daher, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, blückt sich und hebt etwas auf, das es in seine Schürze legt. Die hauscht sich immer mehr auf. Es muß schon eine schöne Bürde darin sein.

Jetzt ist es bei der großen Tanne, hinter der der Steffesbur auf dem Anstand steht. Der tritt hervor und legt der Frau die Hand auf die Schulter. „Was schaffst in mim Wald? Dii schtielisch mer min Holz.“

„'s isch jo numme Lesholz, Schteffesbur!“
„Einerlei! 's isch min Holz. G'sichtohle isch g'sichtohle.“

„Dii häsch jo so viel schöns giunds Holz! I nimm numme e paar dirri Reiser. Dii häsch dini quete, warme Schtub', min Mann un mini Kindli friere.“

„Din Mann, der Fülzenzer, soll schaffe! Dann kann er Holz kaufe.“

„Er ka jo nit! Zitter 'm Krieg isch er krank. Er hät g'holse, den Franzos us em Land ze halte, dervil dii reklamiert warisch un schön im Warme un Truckene g'fässe bisch. Wenn er sin die annere Männer nit drüsse gfi wäre, schtünd, din Hof un din Wald nit meh do.“

„Dofir bekommt er sini Rente.“
„Die langt nit. Zuem Lämme ze weni, zuem Schtärwe ze viel.“

„Einerlei! Min Holz isch min. Wirf's glich hii, sonstch zeig' i di a! Dann wirsch de geschroft.“

Das junge Weib wirft die Reiser hin. Dann kniet es auf den Schnee, aber nicht um seine Gnade anzuflehen, wie der Steffesbur glaubt, sondern zu beten.

„Gerechter Gott im Himmel! Laß de Schteffesbur au emol dichdi kalt bekomme! Daß em Arm un Bein schloddere! Daß er schbiert, wie's de arme Lütt zemuet isch! Daß em sin haris Herz im Lieb erschtarvt! Amen!“

Damit steht die junge Frau auf und geht weg. Der Steffesbur schreit ihr nach: „Dii dumme Urschel, dii! Meinisch, der Herrgott gäb' ebbs uff din einfältigs G'safel? Daß i nit lach!“ Und er lacht dröhnend hinter ihr drein.

Aber das Weib schreitet weiter, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Es schreitet stolz und scheint förmlich zu wachsen.

Der Steffesbur sieht ihm nach und sagt noch einmal vor sich hin: „Dü dumme Schteinerurschel! Des Holz ich miu vor Gott un de Meniche. Wie sollt' i kalt bekumme, wenn i miu Nächt wohr? Sell ich zem Lache!“

Und er will wieder hellauf lachen. Aber da schüttelt's ihn auf einmal, und es friert ihn gottserbärmlich, trotzdem er so gut angezogen ist.

„I mueß mi bim Schtillschtehe verkält't ha“, sagt er zu sich selbst. „Do ich des frech Wiebsmensch, die Holzschtehlere, dra schuld.“

Er geht eiligst nach Hause und friert unterwegs immer jämmerlicher, daß er vor Kälte zittert. In seiner Stube angelangt, nimmt er die Kirchwasserschale aus dem Wandschrank und stürzt ein ganzes Weinglas voll hinunter. „Han er miu Chriesiwasser verdüsch?“ herrscht er seine Frau an. „Do ich jo gar kün Geischt drin! Des schmeckt jo wie iestalts Brunnewasser!“

„Na, do wor niemes dra. 's ich din guets, schtarks, fünfjährigs Chriesiwasser.“

Dann setzt er sich in den Sessel und hält die Hände wider den Kachelofen. „Br, was han er fir e kalti Schtub! Lej Holz uff!“

„'s ich guet warm“, sagt seine Frau, legt aber gehorjam noch einige Scheiter auf das flackernde Feuer.

„I frier', i frier'! Wieb mach mer guete, alte Wie häß un Zucker, Zimmet un Gewirznäjele ent!“

Die Büre macht ihm einen großen Hagen Glühwein und nimmt dazu von dem guten, starken Wein, der an seinen eigenen Reben auf dem sonnigen Hügel, weiter unten im Tal, in dem geeigneten Jahr 1921 gewachsen ist. Der Steffesbur schluckt das heiße, dampfende Getränk in hastigen, gierigen Zügen hinunter. Aber es wird ihm doch nicht wärmer.

„I frier', i frier'! I muß ins Bett, daß i warm krieg!“

Er legt sich und ruft gleich darauf seiner Frau: „Bring mer noch e Deck', Marie! I frier', i frier'!“

Seine Frau legt ihm noch eine zweite Federdecke auf und fragt besorgt: „Soll i zem Doktor schicke? 's schlecht ebbs in der.“

„Dumms Züg! Der ka mer au nit helfe. Lej mer noch mine Pelzmantel iower die Brust! Dann wer' ich schun warm bekumme.“

Aber der Steffesbur bekommt nicht warm, obgleich er noch ein paar Gläser des starken Kirchwassers trinkt. Trotz der heißen Stube, des schweren Pelzmantels und der beiden Federdecken, unter denen er fast erstickt, friert es ihn, daß ihm alle Glieder zittern und die Zähne klappern.

Die ganze Nacht wird er nicht warm und kann vor Kälte nicht einschlafen. Und wie er so wach im Bette liegt, kommen ihm allerlei

Gedanken. Jetzt weiß er, was Frieren heißt. Wie mögen erst die Armen, die keine warme Stube, kein gutes Bett und nichts Ordentliches im Leib haben, vor Kälte zittern? Und was mögen unsere tapieren Soldaten in Schmutz und Regen, in Kälte und Schnee ausgestanden haben? Die Tag und Nacht, ohne Obdach, ohne eine warme Suppe, ja oft ohne Kaffee, im Schützengraben lagen, den Himmel als einzige Decke über sich. Die wochenlang die Kleider nicht vom Leibe und die Stiefel nicht von den Füßen bekamen. Ja, das waren feste, treue Männer, die Kälte, Hunger, Durst und Mühsal aller Art unter ständiger Lebensgefahr ertragen haben und nicht wankten und nicht wichen! Und für wen? Für uns alle — und auch für mich.

So reißt sich ein Gedanke an den anderen, während der Steffesbur daliegt und vor Kälte zittert, in der Nacht, die ihm so endlos lang vorkommt, weil sie die erste ist, die der gesunde, kräftige Mann durchwacht. Und es wird ihm klar, wie viel er gefehlt und wie viel er versäumt hat, nicht aus bösem Willen und Hartherzigkeit, sondern aus Gedankenlosigkeit und mangelnder Einsicht. Und aus seinen Gedanken und Selbstvorwürfen ringt sich die Erkenntnis empor und der Entschluß, künftig nicht nur an das eigene Wohl, sondern auch an das seiner ärmeren und schwächeren Brüder zu denken. Und wie er diesen festen Vorsatz faßt, spürt er die eisige Kälte etwas nachlassen. Es friert ihn immer noch, aber seine Zähne klappern nicht mehr.

Vor Tagesgrauen steht er auf und ruft seinem Knecht: „Seppel, lad de Schlitte voll Buecheschidder!“

Dann kleidet er sich völlig an und schlüpft noch in seinen warmen Pelzmantel. Seine Frau will, daß er wenigstens Kaffee trinkt, ehe er ausgeht. Aber dazu nimmt er sich keine Zeit. Er hat keine Ruhe, bevor er seinen Vorsatz ausgeführt hat. Es friert ihn zwar immer noch, aber er weiß, daß ihn der Kaffee doch nicht erwärmt. Rasch packt er noch einige Vorräte zusammen und geht dann mit dem Knecht neben dem Schlitten her, dem Häuslein des Steinewatthäs, dem Manne der armen Urschel, zu.

Das ist nur eine dürftige, einstöckige Hütte von Fachwerk mit angebauten Gaisensall, aber wie es so malerisch am Waldesrand daliegt, sieht's am frühen Wintermorgen wie ein Zuckerhäuseln aus dem Märchenbuch aus. Als sie davor kommen, geht gerade die Sonne auf und wirft einen zarten rosa Schimmer über ihr niederes Dach und die Schneefläche der Bergeshänge und gießt neue Hoffnung auf Wärme und Licht in des Steffesburs Brust. Er befiehlt dem Knecht, die Scheiter abzuladen, während er selbst Anfeuerholz und kleingespaltene Scheiter

in die Hütte trägt. Bei dieser Arbeit fühlt er sich wieder etwas wärmer werden.

Drimmen sieht's ärmlich genug aus, und kalt ist's obendrein. An den Scheiben blühen die schönsten Eisblumen, aber die besigen weder Farbe noch Duft. Der Matthäs hat im Felde keine schwere Verwundung davongetragen. Als er zurückkam, sah er blühend und gesund aus,

natürlich nicht. Wenn er nur ordentlich dazu verdienen könnte! Fleiß und guten Willen hat er schon, aber keine Kraft mehr. Auch die Urschel, seine Frau, kann nur selten in den Tagelohn gehen, denn in dem einsamen Gebirgstal ist nicht viel Gelegenheit dazu, und sie hat außerdem die kleinen Kinder und den kränklichen Mann zu besorgen.



„No, was suecht der shtolze Schteffesbur bi uns arme Litt?“

aber nach und nach ward er immer weniger und ist jetzt nur noch ein halber Mann, wie's bei so vielen Frontkämpfern der Fall ist. Die Folgen der Ueberanstrengungen und Entbehrungen machen sich erst allmählich bemerkbar. Die bleiben halt nicht in den Kleidern stecken. Auf Vollrente hat der Matthäs keinen Anspruch, und er kann noch Gott und einem wohlwollenden Arzt danken, daß er zu dreißig Prozent invalid geschrieben wurde. So sind die Seinen und er selber wenigstens vor dem Verhungern geschützt, aber ausreichend ist die kleine Rente

und er fühlt sich so warm und froh ums Herz. Ist's der Kaffee, der ihm so wohligh einheizt, besser als sein guter, selbstgezogener Einundzwanziger und sein selbstgebranntes, starkes Kirichenwasser — oder ist's etwas anderes? Beim Abschied jagt er:

„Die Büre wird als emol noch iich sehn, un wenn de was brüchst, Urschel, weisch jo, wo der Schteffesbur wohnt.“ — Der Steffesbur hat keinen Doktor nötig. Er kennt jetzt ein Mittel, wie er sich richtig erwärmen kann, ohne Glühwein und Christwasser, und er sieht öfters einmal bei den armen Leuten im Tal nach, wo er's anwenden kann.

„No, was suecht der shtolze Schteffesbur bi uns arme Litt?“

„I suech' nix, i bring' ebbs — und doch, i suech au ebbs: Wärme. I hab' die gan; Nacht gottzerbärmli g'frore un will bi iich widder warm wä.“

„So hät der Herrgott di doch g'funde, Schteffesbur? Weisch jeh, wie's de arme Litt zenuet iich?“

„Sei zefridde, Urschel! Mir iich hitt nacht e Licht uffgange. — Geh, sei guet, Urschel! Mach Fier un Koch en guete Kaffee! Do sin Bohne. I un der Seppel trinke au mit. Wer sin noch nüechter un könne's brüche.“

Zur Beherzigung.

So lang sie noch rauschen
Die Vächlein, die sinken,
So lang sie noch singen
Die Lerchen und Finken, —

So lang die Tannen
Im Walde noch grünen
Und Honig sammeln
Die fleißigen Bienen, —

Und so lang sie noch blühen
Die roten Rosen,
So lang soll der Mensch
Keine Trübsal blösen.

Lina Sommer.

Des Hinkenden Standrede von der neuzeitlichen Volksernährung.



„Warum ereifert Ihr Euch so?“ fragte ganz ruhig der Bachhuber, „wir haben bis daher gelebt, ganz gut sogar, wie ich meine, sind gesund geblieben und haben uns nie viel um Ernährungsregeln gekümmert!“

„Eigentlich sollte es ja bei allen Menschen so sein“, gab ihm der Hinkende zu, „aber wir wissen heute viel genauer als früher, daß lange Zeit fortgesetzte Ernährungsfehler zu Krankheiten führen können, ja müssen; daß es auch auf dem Lande, nicht nur in der Stadt, Ernährungschäden gibt, daß aber auch in unserem Essen, wenn's richtig zusammengesetzt ist, nicht nur ein Nährwert, sondern auch ein hoher Heilwert steckt, wie man heute zu sagen pflegt; durch richtige Ernährung kann man einer ganzen Reihe schwerer Krankheiten vorbeugen; ja, die

Arzte vermögen mit gründlicher Milderung der Nahrung auch fast hoffnungslose Krankheiten zu heilen. Ist das nicht wichtig für jeden?“

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht, und statt des Bachhuber bekannte der Schneidernaz: „Ihr macht einen ordentlich nachdenklich und zugleich neugierig auf diese neumodischen Ernährungsregeln!“

Nun lächelte der Hinkende: „Die wichtigste ist eine uralte Regel in neuem Gewand, nämlich die von der Mäßigkeit! Nur heißt sie heute: je weniger, je besser; das geringste Maß von Nahrung ist das beste, oder anders ausgedrückt, die Gefahr, durch Zuvielessen krank zu werden ist viel größer als die, zu wenig zu essen. Denkt nur daran, wie während des Krieges die „Schlemmerkrankheiten“ lange vorher verschwunden sind, ehe für die anderen die Schädigungen durch die ungenügende Ernährung einsetzten.“

„Ich glaube aber, von uns kommt auch jetzt noch keiner so leicht in die Lage, zuviel zu essen oder sich zu kräftig zu ernähren“, hielt ihm der Barbier entgegen, „es verbietet sich von selbst!“

Alle nickten mit ernsten Mienen zustimmend, so daß der Hinkende sich beeilte fortzufahren, um seinen Worten die richtige Deutung zu geben: „Das weiß ich wohl, Ihr Freunde; umsomehr kommt es darauf an, daß Ihr — und jeder in unserem verarmten Volke — für das Geld, das Ihr aufwenden könnt, grade die richtigsten und wichtigsten Nahrungsmittel kauft, die der Körper braucht.“

„—braucht, um Bau- und Betriebsstoff zu gewinnen“, vervollständigte der Lehrer unter beifälligem Nicken des Hinkenden.

Der Bachhuber war nun auch warm geworden: „Sagt, Hinkender, weiß man denn überhaupt genau, was ein Mensch an Nahrung nötig hat

Als der Hinkende mit freundlichem Gruß zur gewohnten Stunde im Kreise seiner Getreuen am runden Tisch im „Goldenen Löwen“ Platz nahm, merkten ihm alle an, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, und der Bachhuber gab nur der allgemeinen Spannung Ausdruck, als er sagte: „Nun, Hinkender, was bewegt Euch so sehr? Man sieht's Euch ja an Mund und Augen an, daß Ihr uns was Wichtiges sagen wollt!“

„Da habt Ihr recht“, erwiderte der Hinkende, dem die Frage recht zupass kam, und um das Eisen zu schmieden, solange es noch heiß, fuhr er gleich fort: „Ich wollte nämlich schon lange einmal mit Euch über die Ernährung, über das Essen reden.“

Etwas enttäuscht durch diese Ankündigung rief der Schneidernaz: „Bom Essen? Ist denn das so wichtig? Ich weiß schon abends nimmer, was es mittags gegeben hat.“

„Der Mensch lebt auch nicht, um zu essen, sondern ist, um zu leben“, ließ sich der Lehrer etwas schulmeisterlich dazu hören.

„Ganz recht, das ist durchaus auch meine Meinung“, pflichtete ihm der Hinkende bei, „ich will Euch auch keine Kochrezepte vortragen oder von Feinschmeckereien erzählen, daß Euch das Wasser im Munde zusammenlief; ich will Euch nur mit den Kenntnissen und Erkenntnissen bekannt machen, auf die es heute für jeden bei der Ernährung ankommt, sowohl für die vielen mit dem Kleinen und für die wenigen mit dem großen Geldbeutel (diese haben's sogar fast noch nötiger — zum Trost für die andern!) wie für alle Leute auf dem Land und in der Stadt, kurz, fürs ganze Volk! Denn was nützen die schönsten Fortschritte der Ernährungswissenschaft, wenn so viele Volksgenossen sie nicht erfahren und sie sich nicht zunutze machen?“

Lehrer Hinkender. Voté für 1932.

so im Tag? Gibt es da ein Maß, das von Luft und Laune unabhängig ist und nachdem man sich richten kann?"

"Gewiß gibt es das", antwortete ihm der Hinkende, "denn ein solches Maß ist wichtig nicht nur für den einzelnen, sondern namentlich auch für alle diejenigen, die verantwortlich sind für die richtige Ernährung von vielen Menschen in großen Verpflegungsanstalten aller Art; für solche Zwecke hat man in immer wiederholten peinlich genauen Versuchen mit Menschen, die sich meist freiwillig dazu hergaben, die tägliche Durchschnittsnahrungsmenge ermittelt und sie in Kalorien ausgedrückt, damit man eine Zahl hat, mit der man rechnen kann."

Jetzt blickte der Bachhuber den Hinkenden erst recht fragend an: "Kalorien, was sind denn nun das?" Und auch den meisten andern schien das Verständnis zu fehlen; darum

fuhr der Hinkende fort: "Eine Kalorie ist die Maßeinheit für Wärmemengen; Ihr wißt ja, unser Körper ist so eine Art Ofen und wird mit der Nahrung geheizt, die in ihm in flammenlosen sogenannten dunklen Verbrennungsvorgängen durch den eingeatmeten Sauerstoff verzehrt wird, im Grunde genau so wie das Holz im Ofen und das Wachs einer Kerze; dabei entsteht die Körperwärme und die Spannkraft für die Arbeit."

"Da fällt mir ein", verstand der Barbier einzuschalten, "als ich in meinem Herrensalon den neuen Kachelofen setzen ließ, da sprach der Ofensehnermeister auch immer von den Kalorien, die der Ofen ausstrahlen müsse, um warm zu machen."

"Ganz recht", sagte der Hinkende. "Ihr seid mit Euren Gedanken auf dem rechten Weg. Wenn Ihr nun einen Topf mit einem Liter Wasser auf Euren heißen Ofen setzt, dann geht die Wärme in das Wasser, und man hat festgesetzt, das Wasser habe eine Wärmeeinheit aufgenommen, mit dem Fremdwort eine Kalorie, wenn der eine Liter um einen Grad, und zehn

Kalorien, wenn er um 10 Grad wärmer geworden ist. Wird ein Liter Wasser nicht auf dem Herdfeuer erwärmt, sondern dadurch, daß eine kleine Menge Schweinefett, etwa ein Gramm, oder ebensoviel Kartoffelstärke oder Hühnerweiß in einem kleinen fest verschlossenen Töpfchen verbrannt und die entstandene Hitze mit aller Vorsicht durch das Wasser aufgefangen wird, so weiß man auch, wieviel Wärme die gleiche Menge dieser drei Nährstoffe in unserem Körper liefern kann."

Der Postagent ließ ein etwas gedehntes "Aha!" hören, fragte aber gleich anschließend weiter: "Wieviel solcher Kalorien liefert denn so ein

Gramm Schweineschmalz?" Darauf der Hinkende: "Damit könnt Ihr einen ganzen Liter Wasser um neun Grad wärmer machen; Eiweiß und Stärke oder Zucker liefern nicht ganz die Hälfte. Mit diesen Grundzahlen läßt sich der Brennwert von jeder beliebigen Nahrungsmenge ausrechnen."

Aber der Postagent war noch nicht zufriedengestellt: "Und wieviel von diesen Wärmeeinheiten braucht denn unsereiner so im Tag?"

"Das hängt von verschiedenen Um-

ständen ab", erläuterte der Hinkende, "von Alter und Veranlagung, von Größe und Gewicht jedes einzelnen und schwankt auch je nach der Arbeitsleistung im Mittel um 2500 bis 3500 dieser Kalorien oder Brennwerteinheiten; Kinder im Wachsen brauchen bis zum anderthalbfachen dieses Betrages. Und denkt Euch, die Amerikaner, denen wir viele und wichtige Fortschritte in der Ernährungslehre verdanken, drücken auf die Speisefarten in den Speisewagen den Kalorienwert der einzelnen Gerichte neben den Preis, damit man sich ausrechnen kann, ob man genug gegessen hat!"

Der Maurerpolier schüttelte den Kopf: "Solche Umständ' brauch' ich nicht beim Essen; ich weiß, was mir schmeckt, vertragen kann ich auch alles, ich brauch' mich um den — wie habt Ihr gesagt?"



Für solche Zwecke hat man in wiederholten Versuchen mit Menschen die tägliche Durchschnittsnahrungsmenge ermittelt und sie in Kalorien ausgedrückt.

„Kalorienwert“, half der Lehrer ein — „nicht zu kümmern. Nur satt will ich werden.“

Mit freundlichem Blick sah der Hinkende zu dem Sprecher hin: „Wer soviel in frischer Luft ist wie Ihr und soviel körperliche Bewegung hat, kann gut so reden; da regelt der Hunger und sein schwächerer Bruder, der Appetit, die Nahrungsaufnahme bewundernswertgenau, jahrzehntelang; aber die Leute mit sitzender Lebensweise und körperlich weniger anstrengenden Berufen, noch dazu in der Hitze und aufregenden Jagd der Großstadt, haben's schon schwieriger, sich richtig zu ernähren.“

Jetzt hatte der Barbier mit einer Frage wieder am richtigen Punkte ein: „Wenn's nur auf den Brennwert ankommt, so könnte man also, wenn ich Euch recht verstanden habe, sich an einer Speise sattessen?“

„Nein rechnungsmäßig könnte man das schon, z. B. könntet Ihr statt vier Scheibchen Speck aufs Brot im Gewicht von etwa 30 Gramm ebensogut drei Pfund Nessel, also etwa 15 Stück, verzehren. Aber das wäre wohl aufs Mal nicht zuträglich. So seht Ihr schon an diesem Beispiel, daß es eben nicht nur auf den Brennwert ankommt; er ist nur ein einseitiges und grobes Maß; freilich muß die Nahrung die nötige Wärmemenge liefern, aber ebenso wichtig ist, daß sie die richtige Zusammensetzung hat und all die vielen Stoffe enthält, die der Körper braucht.“

„Das leuchtet mir schon eher ein“, stimmte der Maurerpolier jetzt zu, „ich bin für Abwechslung im Essen. Wie ich als Lehrling bei meinem ersten Meister war, gab's einen ganzen Winter lang alle Tage nur Käse und Kartoffeln; ich hab' es schließlich nicht mehr hinuntergebracht.“

Alle mußten lachen; nur der Bürgermeister strich sich nachdenklich übers Kinn und sagte dann: „Ich weiß aber genau, daß z. B. die sogenannten Warthebrucharbeiter in Norddeutschland, die sich auf die großen Güter verdingen, monatelang nur von ungeschälten Kartoffeln leben, ohne Ueberdruß; sie schmoren oder braten sie dabei in Milb- oder Mohlwöl und bleiben trotz ihrer schweren Arbeit mit dieser Nahrung bei voller Kraft.“

„Das ist auch durchaus verständlich“, bestätigte der Hinkende, „wenn der Geschmack einer Speise nicht zu ausgesprochen kräftig ist, dann kann man lange davon leben. Das tägliche Brot widersteht uns ja auch nicht. Aber jene Landarbeiter haben in ihrem gewohnten Essen auch alles, was sie brauchen: Stärke in den Kartoffeln, Fett im Del als Brennstoffe und Energielieferanten, im Eiweiß der Erdäpfel den nötigen Bau- und Funktionsstoff und endlich unter der Schale, die man ja ganz gut miteissen kann, wenn sie nur dünn genug ist, jene Lebensstoffe, von denen wir noch sprechen werden und die im Brennwert nicht erfaßt sind.“

„Und das soll reichen?“ fragte etwas ungläubig der Maurerpolier. „So ganz ohne Fleisch?“

„Zawohl, es reicht auch ohne Fleisch“, nickte der Hinkende, „die Wissenschaft von der Ernährung, die „Nutrologie“, wie sie seit neuestem heißen soll, vermag auch zu erklären, warum! Fleisch essen wir doch vor allem des Eiweißes wegen. Heute werden aber zwei Arten von Eiweiß unterschieden: vollständiges und unvollständiges! Was man nämlich so gemeinhin Eiweiß nennt, ist ein sehr verwickelt zusammengesetzter Stoff, den bis zu achtzehn einfachere „Bausteine“ bilden können. Manche von diesen sind lebenswichtig und deshalb unentbehrlich; fehlen sie in einer Eiweißsorte eines Nahrungsmittels, so ist sie unvollständig und genügt für die Ernährung nicht, zumal unser Körper nur wenige und gerade die unwichtigen Bausteine, — sie heißen eigentlich Aminosäuren — selbst herstellen kann. So ist, das merkt Euch, das Eiweiß des Brotes, aber auch das der Hülsenfrüchte, das heißt der Erbsen, Bohnen und Linsen, unzulänglich, dagegen das der Kartoffel und des Spinats ebenso vollwertig wie das des Blutes, des Fleisches, des Hühnerreis, der Milch. Die Kartoffel ist durch ihr wertvolles Eiweiß sehr im Ansehen gestiegen, wenn auch leider wenig davon drin ist.“

„s ist wahr, früher wurde immer halb verächtlich, halb mitleidig von den Gegenden gesprochen, wo die Kartoffel wegen der Armut der Leute die Hauptnahrung bildete“, stimmte der Bürgermeister bei.

„Einer einseitigen Ernährung mit Kartoffeln allein möchte ich aber auch heute nicht das Wort reden“, sagte der Hinkende darauf sehr bestimmt, „denn alle Einseitigkeit ist letzten Endes gefährlich, auch ist die Kartoffel von allem andern abgesehen zu kalkarm. Aber die Frage unseres Freundes, des Maurerpoliers, rührt an den Kernpunkt der ganzen Ernährung. Ein bestimmter Gehalt der Nahrung an Eiweiß ist jeden Tag ja zum Aufbau der Körperzellen unerlässlich, der Bedarf daran steigt auch mit erhöhter Arbeitsleistung kaum; um aber zu entscheiden, wie groß diese tägliche Eiweißmenge ist und wieviel davon jeden Tag durch tierisches Eiweiß, besonders durch Fleisch gedeckt werden muß, das hat sehr schwieriger Versuche und Untersuchungen bedurft.“

„Alle Tage Fleisch! Das wäre schön! Aber bei uns langt's nur jeden zweiten Tag dazu!“ meinte der Schneidernaz ganz wehmütig, und der Bachhuber fügte noch hinzu: „Auf dem Lande kommt in vielen Häusern nur Sonn- und Feiertags Fleisch auf den Tisch.“

„Das ist nicht so schlimm, wie Ihr zu meinen scheint“, tröstete der Hinkende, „im Jahr 1813, also zur Zeit der Befreiungskriege, kam auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland in der

Woche ein halbes Pfund Fleisch! Gegenüber zwei Pfund heute in derselben Zeit! Und damals war unser Volk mindestens so leistungsfähig wie heute! Es ist eben mit dem Fleischgenuß und dem Eiweißbedarf eine eigene Sache! Sehr sorgfältige und langausgedehnte Versuche haben nämlich gezeigt, daß der Mensch gar nicht soviel Eiweiß täglich braucht wie man lange gemeint hat, wenn nur — wohlgemerkt — die Nahrung die richtige Zusammensetzung hat! Dann können sogar Schwerarbeiter, geistige und körperliche, mit 40 Gramm Eiweiß und noch weniger auskommen. Nur ist die Sache, wie alle Zusammenhänge in der Ernährungslehre, verwickelter, als man so für gewöhnlich denkt: Ein gesunder Mensch, der sich sattessen kann und dessen Gewicht sich darum nicht ändert, nimmt täglich soviel Eiweiß zu sich, wie sein Körper braucht, und scheidet es verbraucht, verändert und abgebaut durch die Abgänge des Körpers wieder aus. Man sagt, er sei im Eiweißgleichgewicht. Nebenbei: Unser Körper vermag Eiweiß nur in der Form einer kräftigen Muskulatur zu speichern, darum haltet sie in Übung, damit er Eiweißreserven für Fälle außergewöhnlicher

stehen saure Zwischenprodukte, die nicht ausgeschieden werden können, und die Folge ist eine Uebersäuerung des Körpers, die die richtige und vollständige Ausnutzung der Nahrung überhaupt vermindert, und die weitere Folge ist, daß der Bedarf an Eiweiß ständig steigt.“

„Das ist dann so einer, dem das Beefsteak nie groß genug sein kann“, ließ sich nun endlich auch der Löwenwirt einmal hören.

Der Hinkende ließ sich aber nicht stören: „Diese Uebersäuerung durch die Eiweißschlacken ist auf die Dauer gesundheitschädlich; aber es gibt ein Mittel dagegen: das ist das Genießen von Nahrungsmitteln, die Stoffe in den Körper bringen, welche der Säurebildung entgegenwirken. Ihr eßt doch manchmal Rotkraut?“

Damit wandte er sich an den Zunächststehenden. „Aber gewiß!“ kam schnell die Antwort sogar von mehreren, und der Schneidernaz setzte noch hinzu: „Ich eß es für mein Leben gern!“

„Nun, dann ist Euch sicher schon aufgefallen, daß es nicht immer rot, sondern manchmal auch blau auszieht“; wieder nickten einige, und auf ihr Verständnis gestützt, fuhr der Hinkende weiter: „das kommt davon, je nachdem es mit oder ohne Essig zubereitet worden ist; auch ein saurer Apfel oder etwas Zitronensaft bringen dieselbe Rotfärbung hervor. Die Chemiker nennen nun alle die Stoffe, die das Rotkraut auch wirklich rot färben, Säuren, alle die es blau färben, Basen; Beispiele von Stoffen, die keine Nahrungsmittel sind, sind der Aetzalk und die Natronlauge der Anstreicher. Die eine Stoffsorte kann die Wirkung der anderen aufheben. Denn der chemische Gegensatz zu sauer ist nicht süß, sondern basisch, auch alkalisch oder seifenartig genannt.“

Bei diesem Wort sagte sich der Postagent mit komischer Verzweiflung in die Haare: „Ich hab' einmal als kleiner Bub Schmierseife für Honig gehalten und daran geschleckt; den Geschmack vergeß ich mein Lebtag nicht.“

Er brachte das so drollig vor, daß alle herzlich lachen mußten und auch der Hinkende ihm heiter zurief: „Schmierseife ist auch heute noch kein Nahrungsmittel. Aber alle Sorten Gemüse und das meiste Obst ist basenreich, und darum soll man recht viel davon essen. Auch die Kartoffel hat Basenüberschuß, das muß ich noch von ihr nachtragen. Wenn dem Körper mit der Nahrung recht viel Basen zugeführt werden, dann bilden sich aus ihnen und den Säuren Salze, die ausgeschieden werden können, und die merkwürdige Wirkung davon ist, daß der Eiweißbedarf auf ein sehr geringes Maß zurückgeht, weil dann alles Geessene sehr gut ausgenützt werden kann; und die gefährliche Säurebildung aus dem überschüssigen Eiweiß hört dann auch auf.“

Daraufhin hatte der Maurerpolier wichtig und voll Stolz zu berichten: „Mein Sohn, der



„Ich hab' einmal als kleiner Bub Schmierseife für Honig gehalten und daran geschleckt; den Geschmack vergeß ich mein Lebtag nicht.“

Anstrengung oder Krankheit hat! Ist nun unser Beispielsmann eine Zeitlang viel mehr Fleisch als nötig und noch dazu allerhand Gerichte, aus denen bei der Verdauung Säuren entstehen, so vermag der Körper das Eiweiß nicht mehr vollständig auszunutzen und abzubauen; es ent-

zwei
ist
Ge
„M
trin
lich
vor
lich
gen
I
mei
im
ber
erst
l
„U
die
lich
Bu
A
„Zi
scha
näh
wiß
im
zufe
her
fähi
nur
gese
mö
in i
Arr
mä
„Ja
zwei
Lan
und
sie
Ver
träi
G
hub
zuie
ihm
der
alle
in d
wir
Pfl
Kof
stoff
Ein
kör
vert
geß
I
ihre

zwanzigjährige, ist ein großer Sportsmann; er ist sogar Meisterschwimmer; der lebt nur von Gemüse und von Pflanzkost überhaupt — „Also vegetarisch“, stellte der Lehrer fest — „und trinkt keinen Tropfen Alkohol. Ich weiß eigentlich nicht recht, wo er die Kraft hernimmt. Und vor seinen Wettkämpfen, da ist er einen ordentlichen Teller voll Haferflocken in Milch eingeweicht.“

Der Bachhuber war anderer Meinung: „Zu meiner Zeit haben wir vor den Wettkämpfen im Turnen mindestens zwei Eier, roh oder weich, verschlungen; Bier durften wir allerdings auch erst hintennach trinken.“

Und der Löwenwirt unterstützte ihn natürlich: „Und ich war Pikkolo, wo Kuderer verkehrten; die haben vor ihren Wettfahrten immer ein ordentliches Beefsteak verzehrt, das waren stramme Burschen, die auch was herzugeben hatten.“

Der Hinkende suchte beiden gerecht zu werden: „In Euren Erzählungen stehen sich zwei Anschauungen gegenüber, die beide in der Ernährungswissenschaft begründet sind; vom Fleisch wissen wir, daß es, kurz vor der Entscheidung im Uberschuß zugeführt, einen Spannungszustand in den Muskeln, eine Art Muskelkrampf, hervorruft, der zu kurzen Höchstleistungen befähigt, aber diese Erhöhung der Muskelkraft ist nur scheinbar, denn die Ausdauer wird herabgesetzt. Die vegetarische Ernährung aber ermöglicht die nachhaltige Dauerleistung. Schon in den großen Wettmärchen mit dem schweren Armeegepäck vor dem Kriege blieben fast regelmäßig Vegetarianer Sieger.“

„Auch die ostasiatischen Kulis, die in den Hafensstädten schwere Arbeit verrichten und die zweirädrigen Personenwagen stundenweit im Laufschrift ziehen, leben ausschließlich von Reis und verlieren ihre Kraft und Ausdauer, wenn sie mit Fleisch ernährt werden; man hat diesen Versuch gemacht“, fügte der Lehrer zur Bekräftigung hinzu.

Ganz lebhaft erkundigte sich nun der Bachhuber: „Ja, Hinkender, womit kann denn das zusammenhängen?“

„Das hat seine Ursach' einmal darin“, wurde ihm zur Antwort, „daß in den Pflanzen die Kraft der Sonne, die sie der Erde zustrahlt und die alles wachsen läßt, in höherem Maße steckt als in den Tieren; unter der Einwirkung der chemisch wirksamen Strahlen der Sonne vermögen die Pflanzen aus dem Wasser des Bodens und dem Kohlendioxidgas der Luft Zucker, Stärke, Zellstoff aufzubauen und in ähnlicher Weise auch Eiweiß und fette Öle herzustellen. Der Tierkörper aber, der von pflanzlicher Nahrung lebt, verbraucht dabei eigentlich nur die in ihr aufgespeicherte Sonnenenergie.“

Verwundert sah die Löwenwirtin, die mit ihrer Flickarbeit dabei saß und zuhörte, von ihrer

Leinwand auf und sagte sänend: „Das klingt ja wie im Märchen, wo die Heinzelmännchen auch Sonnenstrahlen essen; doch das hab' ich nicht gewußt, daß wir Menschen das auch können; aber freilich, ich möchte sagen, in einem schönen Apfel oder einer reifen Birne, auch in einer Tomate schmeckt man die Sommer Sonne!“

Auf diese Worte sahen alle freundlich zu ihr hinüber, und der Bürgermeister hob sein Glas: „Das habt Ihr jetzt schön gesagt, Frau Löwenwirtin!“

Der Lehrer aber nahm den Faden des Hinkenden wieder auf und meinte: „Also genießen wir im Fleisch eigentlich Nahrung mit verringertem Energiegehalt.“

„Von diesem Gesichtspunkt habe ich die Frage nach Pflanzen- oder Fleischnahrung noch nie angeschaut“, gab mit erstaunten Augen der Barbier zu.

„Es ist das Verdienst eines Schweizer Arztes, darauf hingewiesen zu haben. Aber es kommt noch ein zweites hinzu: der Kalorienwert der Gemüse und des Obstes ist im allgemeinen ja gering, aber in den Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreich stecken dafür Gesundheits- und Lebensstoffe, die unerlässlich und unerlässlich sind: Duft- und Geschmacksstoffe, die den Stoffwechsel anregen, Nährsalze und besondere Säuren, die ihn regeln und endlich die Glimm- und Zündstoffe, wie man sie genannt hat, die Vitamine und die Fermente oder die Ergänzungs- und Gärstoffe und noch andere wichtige und geheimnisvolle Bestandteile. Jeder hat seine besondere Aufgabe und keiner darf fehlen.“

„Von den Vitaminen liest man ja viel, aber man findet sich schließlich nicht mehr mit ihnen durch, schon weil sie immer wieder anders bezeichnet werden“, meinte der Bürgermeister daraufhin.

„Es ist auch eine eigene Sache mit ihnen. Daß ihr Fehlen in der Nahrung während längerer Zeit Krankheiten hervorruft, ist sicher, ebenso daß unvorstellbar kleine Mengen von ihnen Besserung und Gesundung bringen können. Fürs tägliche Leben braucht man aber nicht alle Einzelheiten aus der Lehre von ihnen zu wissen, da genügt es, daß die Kost abwechslungsreich ist und täglich auch immer etwas rohe pflanzliche Nahrungsmittel enthält. Dann kann keine Mangelkrankheit eintreten; nur im Winter, wenn es leicht an frischen Sachen fehlt, muß man ein bißchen aufpassen.“

„Ihr habt nun schon so viel berichtet“, wandte sich jetzt der Schneidernaz an den Hinkenden, und sah ihn voll Vertrauen an, „doch glaube ich, ehrlich gesagt, es wäre gut, wenn Ihr uns Eure Ansichten gewissermaßen in einer Regel zusammenfassen wölltet, nach der man sich richten kann. Was soll man nun eigentlich alles essen?“

Der Hinkende antwortete: „Ich halte alle Einseitigkeit für falsch und habe die Erfahrung gemacht, daß auf Grund des heutigen Standes der Forschung diejenige Ernährung die richtige ist, die pflanzliche und tierische Nahrungsmittel gemischt enthält, die ersteren allerdings in starkem Uebergewicht. Es soll im allgemeinen nicht bei jeder Mahlzeit heißen: Fleisch und Beilagen, sondern Gemüse, Wurzeln, Kartoffeln, Früchte mit Fleisch als Zuzat. Aber wir wollen uns außerdem der Tatsache nicht verschließen, daß weite Kreise unseres Volkes heute schon entweder ganz nur von Pflanzenkost oder mit Zutat von Milch und Molkeerzeugnissen leben und sich dabei wohl fühlen, aus der Wertschätzung und Wirkung der Pflanzen heraus, die ich Euch auseinandergesetzt habe. Sie haben mit uns dasselbe Ziel, den zahllosen chronischen Stoffwechselkrankheiten vorzubeugen, von denen die Aerzte sagen, sie seien ein Kennzeichen unserer Zeit. Dabei ergeben sich noch wichtige Nebenwirkungen der Pflanzenkost, z. B. auf den Kochsalzgebrauch.“

Der Barbier ahnte gleich, worauf der Hinkende hinauswollte und gab an: „Ich weiß schon, man soll nicht zuviel davon nehmen. Meine Mutter hat auch immer gescholten, wenn wir Kinder im Unverstand zuviel aufs Brot streuten. Es hieß, man würde krank davon.“ Und der Lehrer steuerte noch deutlichere Nachricht aus dem Schatze seines Wissens dazu: „Es gibt sogar Völker, die das Salz gar nicht kennen; und wenn man einem ihrer Angehörigen nur ein Gramm davon gibt, wird er wirklich krank; die südamerikanischen Indianer aber sterben häufig an der scharfgesalzenen europäischen Kost.“

Dem Bachhuber kam das wieder sehr merkwürdig vor und er gab seinen Zweifel gleich Ausdruck: „Ich denke, es ist umgekehrt, und Mensch und Tier kann ohne Salz nicht leben; das haben wir doch schon in der Schule gelernt.“

Der Hinkende wußte Aufschluß zu geben: „Eine Nahrung ganz ohne jede Spur Kochsalz soll schädlich sein; viel schädlicher aber ist sicher das Uebermaß, das unsere Kost meist aufweist. Jene Völker haben an dem Kochsalz genug, das sie mit den pflanzlichen Teilen ihrer Nahrung zu sich nehmen. Auch bei uns braucht die Pflanzenkost nur wenig Kochsalz, während das Fleisch kräftiges Salzen und starkes Würzen erfordert. Und damit hängt noch etwas anderes Wichtiges zusammen: Fleisch, gebraten und gesalzen, ist trink- und alkoholfreundlich. Und ebenso gilt das Umgekehrte; der Alkohol verlangt nach Fleisch und nicht nach Vegetabilien. Wie bedeutungsvoll dieses Verhältnis der Ernährungsweisen gerade zum Alkohol für unsere Volksgeundheit ist, darüber möchte ich heute kein Wort mehr verlieren.“

Aufmerksam hatte vor allem auch der Bürgermeister den Worten des Hinkenden zugehört, gedankenvoll sah er in sein Glas und sagte dann: „Es sind doch sehr wichtige Fragen und weitreichende Zusammenhänge, die Ihr mit der Unterhaltung über das Essen angeschnitten habt.“

„Gewiß“, bestätigte der Hinkende diese Ansicht, „und dabei können wir die ernste, volkswirtschaftliche Seite der Ernährungsweise heute nur streifen. Jede Aenderung der Gewohnheiten zieht weite wirtschaftliche Wirkungen nach sich. Setzt nur einmal den Fall, daß der Fleischverbrauch unseres Volkes nicht mehr zunimmt und dafür weite Kreise sich pflanzlicher Nahrung, mit Milch und Milchprodukten ergänzt, mehr als bisher zuwenden: dann steigt der Milchverbrauch, die Erzeugung von Gemüse und Obst kann wegen der verstärkten Nachfrage vermehrt werden; die Regierung unterstützt sie ja jetzt schon mit allen Mitteln; wir brauchen dann weniger Viehfutter im Ausland zu kaufen, das Geld dafür bleibt im Lande, unsere notleidende Landwirtschaft vermag eher unser ganzes Volk aus eigener Scholle zu ernähren und rentiert wieder, und schließlich brauchen nur noch im Winter, wenn's bei uns kein frisches Obst mehr gibt, Südfrüchte eingeführt zu werden.“

Abermals schüttelte der Bachhuber den Kopf, aber was er sagte, hatte doch einen freundlichen Ton: „Das ist ja ein feines Zukunftsbild, das Ihr uns Landwirten da entwerfet, Hinkender! Allein, es ist zu schön, als daß ich an seine Verwirklichung glauben kann. Vor allem müßte dann das Publikum Erzeugnisse der deutschen Wirtschaft bevorzugen, wenn sie den ausländischen gleichwertig sind.“

Der Schneidernaz aber sah den Hinkenden scharf an und sagte: „Und wie denkt Ihr über die Wirkung dieser Ernährungsart auf den Geldbeutel der Stadtleute aller Art?“

Der Hinkende antwortete ruhig: „Wer die pflanzlichen Nahrungsmittel wie Mehl, Brot, Teigwaren, Reis, Kartoffeln zu den Hauptträgern der Nährwerte macht, kann meiner Meinung nach viel sparen; es brauchen ja nicht die allerersten Gemüse und die teuersten Obstsorten zu sein, die man auf dem Markte kauft. Da wird manche Mark frei, freilich macht das Rechnen den Hausfrauen manchmal großes Kopfzerbrechen, aber die Ernährung ist dann doch gesund und kräftig und billig.“

Der Löwenwirt war schon die ganze Zeit unruhig gewesen, nun sagte er plötzlich: „Aber ich kann Euch sagen, die Gäste, die zu uns kommen und nur rohes Gemüse bestellen, erschweren uns das Geschäft sehr; alles soll tadellos frisch und von bester Art sein, und mit größter Sorgfalt muß es sauber gemacht werden; dann verlangen sie das eine geraspelt, das andere zerschnitten, ein anderes ausgequetscht oder zer-

stampft und gepreßt; damit aber werden schon die Selbstkosten hoch, denn diese Zubereitung erfordert viel Arbeit, und die Gerichte können dann nicht billig sein. Kurz, ich seh' sie nicht so gern."

Der Bürgermeister stimmte ihm zu: "Da kann ich Euch gut begreifen"; der Hinkende aber sagte: "Ein großer Fortschritt ist es doch, daß der Heilwert der Rohkost entdeckt worden ist; und wer davon leben will, den lasse man ruhig dabei, er wird schon seine Gründe haben. Im übrigen gehört Rohkost nur vom Arzt verordnet; es kann nicht jeder plötzlich auf eigene Faust damit anfangen, ohne seine Gesundheit zu gefährden."

Jedoch vom Schneidernaz mußte sich der Löwenwirt noch sagen lassen: "Daß Ihr die Rohköstler nicht mögt, das glaub' ich gern, wo Ihr Braten so gerne eßt; daß Euch nur nicht zur Strafe einmal im Traum all die Tiere erscheinen, die Ihr schon verzehrt habt; ich schätze, es sind doch mindestens drei Ochsen, vier Kälber, acht Schweine, bis Ihr das biblische Alter erreicht habt, dazu noch einige Hammel und wer weiß wieviel Hühner, Gänse, Tauben und Fische, vor allen nicht zu vergessen, Heringe!" — Der Löwenwirt ließ sich von der allgemeinen Heiterkeit nicht anfechten, sondern entgegnete prompt: "Ich leb' halt nach dem Spruch: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen; 's hat mir einmal ein lustiger Gast ausgerechnet, daß ich außer dem Fleisch auf 180 Zentner Kartoffeln und 120 Zentner Gemüse komme bis dahin. Wieviel ich aber getrunken haben soll, das sag' ich Euch gar nicht. Und für den Tod ist auch heute noch kein Kraut gewachsen!"

Um die Unterhaltung wieder in ruhigere Bahnen zu lenken, gab ihm der Hinkende zu bedenken: "Wir sind ja schon zufrieden, wenn wir mit richtiger Nahrung unser Leben ein bißchen verlängern können. Außerdem aber gibt es heute grade für größere Küchen kleine elektrische Maschinen zur Zubereitung der Rohkost, die Ihr Euch vielleicht zunutze machen könnt. Aber einen Fortschritt hat die Rohkostbewegung eben doch gebracht, daß man sich heute überhaupt mehr um die Zubereitung kümmert und nicht durch falsche Art das beste Essen gänzlich wertlos macht."

"Jetzt muß ich aber besonders aufpassen", sagte die Löwenwirtin, legte ihre Näharbeit zusammen und trat neben den Hinkenden.

"Zawohl, Frau Löwenwirtin, da tut Ihr gut daran, recht zuzuhören, denn grade die Wirtshauskost zeigt leicht die Schäden zu langen Kochens, das die Vitamine zerstört. Heute heißt die Regel: kochte so kurz wie möglich, damit die Lebenswerte nicht vernichtet werden. Kochen war ja sicher ein Kulturfortschritt und bedeutet eine Erleichterung der Verdauung und der Ausnutzung der Nahrung. Aber es darf nicht zum Zerleihen werden und zum Auslaugen vor allem der Gemüse."

"Das will ich aber meiner Frau auch sagen", meinte der Postagent nachsinnend und setzte noch hinzu: "Ich könnte ihr auch ein neues Kochbuch schenken, wo solche Sachen drinstehen, wie Ihr sie eben ausgeführt habt. Aber halt, Hinkender,



Daß Euch nur nicht zur Strafe einmal im Traum all die Tiere erscheinen, die Ihr schon verzehrt habt.

da fällt mir ein, vom Brot allein habt Ihr kein Wort gesagt."

"Mit Absicht, Freunde; denn das Brot ist heute ein Problem für sich. Die neuzeitliche Ernährungslehre verlangt, daß all die Lebenswerte, die im Getreidekorn stecken, auch im Brot enthalten sein sollen. Drum will sie es möglichst aus dem vollen Korn hergestellt sehen, auch wegen der günstigen Wirkung auf die Tätigkeit des Darmes und wegen der Zähne. Aber hierbei scheinen mir trotz aller Verbesserungsversuche noch nicht alle Schwierigkeiten gelöst zu sein."

Und noch einmal sah der Hinkende freundlich alle in der Runde an und jagte dann: "Und zum Schluß noch eins: Denkt immer dran, daß das Essen kein Geschäft, keine mechanische Verrichtung ist! Auch die Stimmung, in der wir essen, und die Umgebung, in der wir uns dabei befinden, ist bedeutsam für die Nährwirkung. Ein behaglich hergerichtetes Zimmer, ein sauberer Tisch mit einem Blumenstrauß, ein freundliches Wort zu Beginn der Mahlzeit, damit können unsere Hausfrauen sich mehr verdient machen und eine wichtigere Aufgabe erfüllen, als viele auch nur ahnen! Denn schon jenes alte Wort sagt: der Mensch lebt nicht vom Brot allein!"

Der Orgelbauer von Trient.

Von Alfred Volz.

Es war ein milder Spätsommerabend, als ich über die Etschbrücke in Trient der Piazza grande zuschritt. Vor mir erhob sich in erhabener Pracht das Marmorwunder des herrlichen Doms. Die Nacht breitete ihre dunklen Fittiche aus; nur um die grotesken Zacken der Kalkberge die wie ein Riesengürtel die Stadt und das liebliche Tal umspannt halten, wob noch ein heller Schimmer. Die Vesperglocken luden zum Gebet, und ich trat in die dämmernde Halle des Doms. Orgelklänge durchbrausten den gewaltigen Bau, es mußte ein Künstler sein, der so meisterlich Manual und Pedal beherrschte. Aus dem Stabat mater von Pergolese ging er in eine Toccata über, die seinem leidenschaftlichen, beinahe phantastischem Spiele die vollste Freiheit ließ. In feierlicher Stimmung begab ich mich auf die Orgel, um, wenn es möglich sei, die Bekanntschaft des vortrefflichen Organisten zu machen. Es währte nicht lange, da stand ich einem kleinen, unscheinbaren Herrn gegenüber, der mein begeistertes Lob bescheiden zurückwies und mir die prachtvolle Arbeit der Orgel zeigte. „Fünfzehn Jahre“, sagte er, „bin ich als Domorganist hier im Amt, und Sie können sich denken, daß ich allmählich mit meinem Instrument verwachsen bin. Und diese Orgel“, setzte er mit leiser, bewegter Stimme hinzu, „hat ihre Geschichte.“

„Wie alles in dem ehrwürdigen Trient.“

„Der Name Giovanni Scarli ist Ihnen vielleicht in einem Reisehandbuch begegnet?“

„Ich kann mich nicht entsinnen.“

„Giovanni Scarli hieß der Orgelbauer von Trient. Haben Sie noch ein Viertelstündchen übrig, mein Herr?“

„Den ganzen Abend für Sie, geschätzter Meister!“

„So möchte ich Ihnen etwas von Scarlis Lebensschicksal erzählen.“

Er geleitete mich in das geheimnisvolle Dunkel einer Nische, wo wir unter dem Schutze einer marmornen Heiligen auf einer Steinbank Platz nahmen, und begann: „Fünfhundert Jahre waren vergangen, seitdem der Grundstein zum Dom von Trient in den Boden gesenkt worden war, endlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts strebte das Riesenwerk seiner Vollendung entgegen. Aber noch fehlte die Orgel, die dem Gotteshaus die musikalische Weihe geben sollte. Da trat vor den Bischof von Trient ein junger Paduaner, mit Namen Giovanni Scarli, und erbot sich, in zweier Jahre Frist eine Orgel zu bauen, dergleichen keine Kirche sich rühmen dürfe. Der Bischof, der an dem freimütigen Wesen des jungen Mannes Gefallen fand, gab ihm unter

allen Bewerbern den Vorzug, und Giovanni machte sich alsbald ans Werk. Fortan war seine Arbeitsstätte von einer neugierigen Menge umlagert, dazwischen züngelten die Schlangen der Bosheit und des Neides, und nur wenige mochten dem talentvollen Paduaner gönnen, daß ihm das kühne Unternehmen gelingen werde.

Mit ihren Gespielinnen sah auch Margherita, die liebreizende Tochter des Podestà¹⁾ von Trient, häufig der Hantierung des wackeren Scarli zu. Und es geschah, daß die jungen Leute in heftiger Leidenschaft zueinander entbrannten. Margherita trug das Geheimnis ihrer Liebe mit stiller Sorge im Herzen, denn ihr Vater, ein stolzer Patrizier, hätte nimmermehr in die Verbindung seiner einzigen Tochter mit dem armen Orgelbauer gewilligt. Dieser aber war von Mut und Zuversicht besetzt. »Der wahre Künstler«, tröstete er die Zaghafte, »darf ohne Bangen neben dem Edelmann schreiten, denn die Kunst adelt, die sich ihrem Dienst geweiht. Wenn erst mein Name, wie mir schon an der Wiege geweissagt ward, durch ganz Italien fliegt, werden sich mir wie mit einem Zauberstabe die Pforten eures Hauses öffnen.«

Es war um das Jahr 1563. Die Stadt Trient rüstete sich, die geistlichen Würdenträger aus aller Herren Länder zum Konzil zu empfangen, als Giovanni Scarli festlich gekleidet im bischöflichen Palaß erschien und freudig ausrief: „Eminenza, die Orgel ist vollendet, erlaubt, daß ich sie in Eurer Gegenwart spiele!“ Und alles Volk strömte zusammen, die neue Orgel zu hören. Es war aber, als wenn die heilige Cäcilia selbst



Da legte sich wie Balsam eine leichte Sand auf seine brennenden Wunden und eine wohlbekannte, sanfte Stimme drang an sein Ohr

durch den Dom schwebte, so wundersam berückend war der Strom der Töne, der durch das Schiff der Kirche quoll. Andächtig lag die Menge auf den Knien, und das Gefühl einer heiligen, gott-

¹⁾ Bürgermeister.

geweihten Stunde lebte in jeder Brust. Der Bischof beschied Giovanni Scarli zu sich und sprach: »Du hast als redlicher Künstler gehalten, was du versprochen hast. Ich will dich auszeichnen, vor all meinen Trabanten und will dich fürstlich belohnen. Aber eins mußt du mir in dieser Stunde geloben: Deine Hand, wie geschickt sie auch sei, darf fürderhin zum Bau einer Orgel sich nicht mehr rühren, denn mich gelüstet, der Einzige zu sein, der solches Kunstwerk sein eigen nennt.«

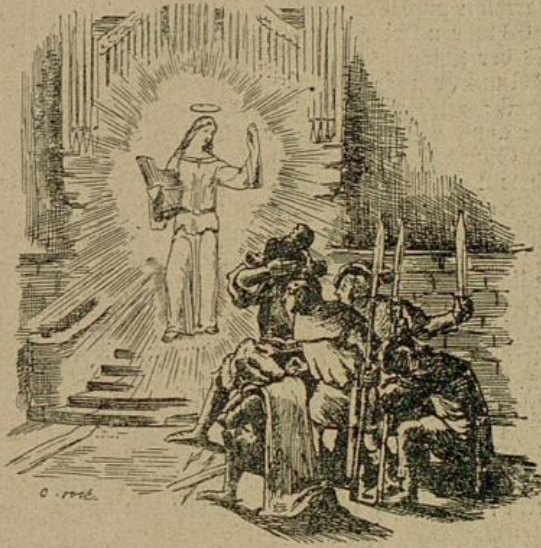
»Herr«, erwiderte Giovanni erblassend, »ich lebe frei wie der Vogel, der in den Lüften schwebt, niemand — und wäre es der heilige Vater selbst — darf sich vermessen, mir mein Kunstgewerbe zu verbieten. Gebt mir den bedungenen Lohn und laßt mich meiner Wege ziehen.«

Dem Bischof schwoll die Hornesader auf der Stirne. Er winkte den Podestà heran. »Bringt den Scarli in Gewahrsam, ich gebe ihm drei Tage Bedenkzeit. Hat er sich dann nicht zu anderer Sinnesart bekehrt, so laßt ihn in Eisen legen.«

Und die Schergen des Podestà ergriffen den unglücklichen Giovanni und schleppten ihn in ein dunkles Verließ. Als diese Vergewaltigung des jungen Orgelbauers ruchbar wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch das Volk von Trient. Scarlis Kerker aber wurde scharf bewacht, denn man glaubte nicht anders, die erregte Menge werde den Versuch machen, den Gefangenen zu befreien. Umsonst, daß einsichtsvolle Männer den Bischof um Gnade für Scarli flehten, umsonst, daß die verzweifelte Margherita sich ihrem Vater zu Füßen warf — Giovanni blieb in Ketten.

Während die glänzende Versammlung des Konzils in den Mauern von Trient tagte und die ergreifende Stimme der Orgel tagtäglich die geistlichen Herren mit Staunen und Bewunderung erfüllte, geschah das Fürchterliche, daß Giovanni Scarli — auf wessen Anstiften blieb in Dunkel gehüllt — von seinen rohen Wächtern geblendet ward. Notdürftig verbunden führten sie ihn in mitternächtiger Stunde vor die Tore der Stadt und überließen ihn seinem Schicksal. Hilflos lag er auf freiem Feld und wand sich in furchtbaren Schmerzen. Da legte sich wie Balsam eine leichte Hand auf seine brennenden Wunden und eine wohlbekannte, sanfte Stimme drang an sein Ohr: »Giovanni, fasse Mut, deine Margherita ist bei dir.« Da schrie er auf in wildem Weh: »Führe mich ans Ufer der Etsch und stoße mich hinab in die Flut, daß meine Qualen enden!« Margherita aber hielt ihn umklammert. »Leben sollst du um meinetwillen. Meine Augen sollen doppelt für dich sehen, und wohin dich deine Füße tragen, ich bleibe dir bis zum Tode gefest. Siehe, alles, was ich habe, gebe ich freudig für dich hin.

Ermanne dich, Geliebter!« Giovanni küßte der Treuen schluchzend die Hände. In der gräßlichen Dunkelheit, die ihn umgab, ging ihm tröstend der Stern der Liebe auf und von Margheritas Hand geführt, wanderte er dem sonnigen Süden zu.



Magt es nicht, ihn zu berühren, ich selbst, die heilige Cäcilia, besuche ihn

In dem leichtlebigen Trient spülten die hochgehenden Wogen der Festfreude schnell die Erinnerung an den armen Scarli hinweg. Vergeblich stellte der Podestà Nachforschungen nach seiner Tochter an, sie war spurlos verschwunden. Und die Zeit nahm ihren Lauf. Wohl gab ein durchreisender römischer Edelmann an der bischöflichen Tafel einmal von einem blinden Organisten Kunde, der an der Santa Maria Maggiore zu Rom bedientet sei. Sein Orgelspiel, erzählte er mit Begeisterung, schaffe einen Hochgenuß, den sich kein Fremder, der nach Rom pilgere, entgehen lassen dürfe. »Ihr vergeßt«, fügte der Begleiter des Edelmanns hinzu, »daß es nicht minder die zauberchöne Frau des blinden Organisten ist, die allmorgendlich unsere feurige Jugend in die Maggiore lockt.« Während bei vollen Humpen leichte Scherze hin- und herflogen, ahnte niemand, daß die römischen Edelleute Giovanni Scarlis und seiner Margherita Lob gesungen hatten.

Ueber Trient brachen stürmische Zeiten herein. Die Städter weigerten sich, die »Zehntsteuer«, die sie nach einer alten Gerechtsame an den Bischof zu zahlen hatten, fürderhin zu entrichten. Der Bischof drohte, das Geld mit Gewalt eintreiben zu lassen, und es kam zur offenen Fehde. Ohne sonderlich gerüstet zu sein, beramten die Städter

die Burg. Die Miliz des Bischofs machte einen erfolgreichen Ausfall und schlug die Trientiner aufs Haupt. Einer ihrer mutigsten Kämpfer, der Podestà, sank zu Tod getroffen auf der Wahlstatt hin. Aber nicht lange sollte der Bischof die Früchte seines Sieges genießen, eine langwierige Krankheit vergällte ihm das Dasein und warf ihn aufs Siechbett.

Es war an einem Märztag des Jahres 1580, als der Bischof gegen Abend aus erquickendem Schlummer erwachte und zu seiner Umgebung sprach: »Ich fühle mich wunderbar gekräftigt, mir ahnt, daß ich genesen werde. Laßt im Dom ein Gloria singen und bringt mich selbst dorthin, ich will mich in brünstigem Gebete stärken.«

Wohlgehehüllt trugen sie den Kranken in den Dom, die Liturgie begann, aber der Organist, der das Gloria begleiten sollte, war nirgends zu finden. Da hob mit einem Male die Orgel von selbst zu spielen an. »Ein Mirakel, ein Mirakel!« riefen die Trabanten des Bischofs und sanken auf die Knie. Der Bischof richtete sich mühsam auf. Entsetzt malte sich in seinem verzerrten Gesicht. »Giovanni Scarli«, schrie er auf die Orgel deutend, »seht ihr den Giovanni Scarli nicht?« Pflötzlich brach das Spiel ab und von der Orgel donnerte es wie von hundert Stimmen herab: »Zawohl, Giovanni Scarli, den du ge-

blendet hast. Rüste dich, Bischof, dein Stündlein ist gekommen!« »Pact ihn!« röchelte der Bischof, hob sich noch einmal empor und fiel tot in die Kissen zurück. Die Trabanten stürmten auf die Orgel, Giovanni zu ergreifen. Da stieg von blendendem Licht umflossen ein holdseliges Frauenbild vor ihnen empor. »Wagt es nicht, ihn zu berühren, ich selbst, die heilige Cäcilia, beschütze ihn.« Den Dienern des Bischofs glitt die Waffe aus der Hand, und sie ergriffen die Flucht. Ein altes Mütterchen, das in einer Ecke kauend dem Schauspiel zugehört hatte, rief ihnen höhrend nach: »Tölpel, die ihr seid! Es ist ja gar nicht die heilige Cäcilia, sondern Margherita Vardi, die Tochter des Podestà!«

Giovanni Scarli ward nicht mehr gesehen. Das Volk sagte, er sei längst tot gewesen, nur sein Geist sei herabgekommen, sich an seinem Todfeind zu rächen.“

„Die Orgel des Paduaners“, schloß der Maestro seine Erzählung „hat zahllose Geschlechter überdauert, und wie vor Jahrhunderten dringt heute noch die Fülle ihrer Harmonien der frommen Gemeinde ans Herz. Der Name Giovanni Scarli ist vergessen und verweht, sein Werk aber wird bestehen über den Wandel der Zeiten hinaus als ein Wahrzeichen hoher Meisterschaft!“

Ruhm den Besiegten!

Die Geschichte einer deutschen Frau. Von Max Treu.

Im Frühling des Jahres 1806 standen in einem märkischen Städtchen die Leute auf den Gassen, reckten sich die Hüfte aus, schauten beständig in die Gegend, wo das Stadttor lag, und erwarteten voll Spannung das große Ereignis des Tages, die Ankunft eines jungen Ehepaares. Kapitän Ludwig von Hegenberg, der schon seit Jahren in dem dort garnisonierenden Infanterieregiment stand, hatte sich von einem benachbarten Adelsitz eine junge, bildschöne Gattin heimgeholt, und heute sollten beide das trauliche Nest auffuchen, das sie sich gebaut hatten. Endlich rollte denn auch die prächtige Staatskutsche, von vier apfelgrauen Schimmeln gezogen, heran. Nach allen Seiten hin grüßten und dankten die beiden Glücklichen, die darinnen saßen, und auf dem Antlitz der jungen Frau lag ein so sonniges Lächeln, daß selbst in das düstreste Herz sich ein Strahl davon strehlen mußte.

Es sollte das letzte sorglose Lächeln der Jungvermählten sein. Der September des Jahres 1806 kam. Preußen rückte ins Feld gegen Napoleon. Kapitän von Hegenberg und seine Frau waren beide außerzogen in den Traditionen des friederizianischen Staates. Noßbach und

Leuthen waren ihre glänzendsten Erinnerungen und das Heer des großen Königs die unbegänglichste militärische Schöpfung der Welt. Ihnen beiden stand es fest, daß das Ende der Herrschaft des Franzosenkaisers gekommen sein mußte.

Ruhig und gefaßt entließ Frau von Hegenberg ihren Gatten ins Feld; zu weinen und zu klagen, wenn die Pflicht rief, war nicht Sache der starkherzigen Frau. Und als sie ihn vor dem Scheiden zum letztenmal umschlungen hielt, flüsterte sie ihm das süßeste Frauenhoffen ins Ohr. Voll Freude und Schmerz zugleich zog er sie an sich und drückte einen heißen, innigen Kuß auf ihre Lippen. Dann wirbelten die Trommeln, riefen die Hörner, flatterten die alten Feldzeichen, noch ein Wink mit dem Degen von der Straße herauf, und nun war der geliebte Mann ihren Blicken entschwunden.

Eine Reihe von Tagen war vergangen, da brachte der jungen Frau ein Bote einen Liebesgruß des Gatten, eine späte, dunkelrote Rose, die er auf dem Schlachtfelde von Torgau, der Siegesstätte des großen Königs gepflückt hatte.

„Der Herr Kapitän läßt Liebewohl sagen!“ meldete der Ueberbringer. Feuchten Auges nahm

sie die Rose und preßte sie lange an ihre Lippen.

Es war die letzte Botschaft des jungen Offiziers an sein Weib gewesen. Sie hörte nichts mehr von ihm; kein Brief, kein Wort, kein Liebeszeichen kam mehr zu ihr. Er konnte ihr



„Der Herr Kapitän läßt Liebeswohl sagen!“ meldete der Ueberbringer

keinen Gruß mehr senden. Denn unter denen, die am nebelsternen Abend des 14. Oktobers am Dorfrande von Bierzeihen bei Jena still und stumm im ewigen Schlafe lagen, befand sich auch Kapitän von Hegenberg. Mitten ins Herz hatte ihn die feindliche Kugel getroffen. Ueber den Toten hin aber waren die französischen Adler zum Siege geflogen.

Als Frau von Hegenberg nach langen Wochen endlich die Todesnachricht erhielt, machte sie sich ohne Säumen auf, um den lieben Toten heimzuholen. Aber niemand vermochte ihr zu sagen, wo er begraben lag. Nach vielen mühevollen, vergeblichen Versuchen kehrte sie endlich heim, ließ auf dem Friedhof des Städtchens eine Gruft herstellen, in der auch sie einst zu ruhen hoffte, und darüber eine Marmortafel anbringen. Diese trug die Inschrift: „Kapitän Ludwig von Hegenberg, geboren 3. Oktober 1776, gefallen auf dem Felde der Ehre bei Jena am 14. Oktober 1806.“ Darum schlang sich ein Lorbeerkranz und auf diesem standen die Worte: „Gloria victis!“ (Ruhm den Besiegten!).

Die Gruft blieb leer. Sein Grab konnte auch später nicht aufgefunden werden. Es ist versunken und vergessen, und der Pflug geht drüber hin.

Zu Anfang des Jahres 1807 geuäs Frau von Hegenberg eines Knaben. Der Nachgeborene wurde Ludwig, wie sein Vater, getauft, und es verstand sich für die Mutter von selbst, daß er dereinst nichts anderes werden sollte, als was der Vater gewesen war. Und so geschah es,

der Knabe wuchs zum Jüngling heran und trat in die Armee ein. Seine Mutter aber blieb nach wie vor in dem stillen Städtchen wohnen; sie wollte sich von dem Orte nicht trennen, der ihr so helles und so kurzes Glück gesehen hatte. Die Welt war ihr fremd geworden; sie fühlte sich als einsame Witwe, die draußen in des Lebens buntbewegten Kreisen nichts mehr zu suchen hatte. Voll unendlicher Liebe aber hing ihr Herz an dem Sohne. Alle die Liebe und Zuneigung, die sie dem toten Gatten einst hatte geben wollen und nicht mehr hatte geben können, übertrug sie nun in verstärktem Maße auf ihren Knaben.

„Du bist zu gut, Mutter!“ sagte dieser wohl zuweilen.

„Laß mich nur,“ entgegnete sie, „du mußt eben meine Liebe für zwei tragen!“

Und sie zeigte ihm dann wohl ein kleines Kästchen, in dem eine längst verdorrte Rose lag. Tränenschwer ruhte ihr Auge jedesmal auf den welken Blättern.

„Du mußt mir den Toten erzeigen, mein Sohn!“ sprach sie dabei und küßte ihn auf die Stirn.

In Ludwig von Hegenberg aber schlummerte, wie sich im Laufe der Jahre immer deutlicher zeigte, eine Feuerseele, die sich in den stillen Jahren, die damals über das Vaterland dahinzogen, nicht zurechtfinden konnte. Mit unwiderstehlicher Macht zog es den jungen, heißblütigen und leidenschaftlichen Mann hinaus in die große Welt, dort hin, wo die Waffen aneinander klirren und der Donner der Geschütze über das Brachfeld rollte. Es gab schwere Kämpfe mit der Mutter, den Vorgesetzten, den Kameraden; aber alles Bitten, alle Vorstellungen, in der Heimat zu bleiben, waren vergeblich.

„Ich bin nicht für den Frieden geschaffen, Mutter!“ sagte er.

„Ich muß hinaus, wohin es mich ruft: in den Krieg, in die Schlacht!“

„Und mich willst du allein lassen?“ fragte die Mutter vorwurfsvoll.

„Verzeihe, liebe, gute Mutter! Aber würde dir der Sohn, der sich tiefunglücklich fühlt, eine Freude sein?“

Da schüttelte sie traurig das Haupt.

„Nein! Ich will dein Glück, und wenn du meinst, daß du es draußen im Kampf und Krieg findest — dann geh mit Gott! Ich will dich nicht halten! Zieh hin, mach deinem Namen Ehre, fechte tapfer als ein Mann und kehre wieder! Doch so kehre wieder — hörst du? — so kehre wieder, daß du frei und offen dein Auge zu deiner Mutter emporheben kannst, so wie du ausziehst, rein und unverdorben! Das schwöre mir bei dem Andenken deines Vaters!“

Fest und ruhig, ohne ein Wort zu sprechen, legte Ludwig die Schwurfinger seiner rechten Hand in die Hand seiner Mutter.

Er schied aus der preussischen Armee aus und war fortan überall dort zu finden, wo der Schlachtdonner ertönte: in Algier, in Spanien, in Italien. Hier, wo er unter Radetzky diente, war er lange Jahre, bis er endlich seckhaft werden wollte. Aus Verona brachte er im Jahre 1846, schon ein gereifter Mann, ein junges Weib heim, die Tochter eines österreichischen Obersten, und Glück und Segen hielten mit dem jungen Paare ihren Einzug.

„Nun bleibe ich bei dir, meine gute Mutter!“ sagte er, und hauchte einen Kuß auf ihren weißgewordenen Scheitel.

Die Mutter aber lächelte still und freute sich all des Glücks. — Da wurde Ludwig von einem furchtbaren Schlag getroffen. Sein von ihm angebetetes Weib starb, als es im Jahre 1847 einem Knaben das Leben gegeben hatte. Mit dumpfem Aufschrei sank der starke Mann neben dem Bett der Toten nieder, verweigerte Speise und Trank und mußte mit Gewalt von dem Sarge entfernt werden, als man diesen zur Familiengruft hinaustrug. Teilnahmslos stand er dabei, als die Tote dort eingesenkt wurde, und düster flog sein Auge zu den Goldbuchstaben der Inschrift: „Gloria victis!“

Wochenlang noch ging er in dumpfer Betäubung umher. Weder die Liebe der Mutter, die ihn aus der Fülle ihres starken Herzens zu trösten suchte, noch die Teilnahme der Verwandten und Freunde vermochten den Bann zu lösen, unter dem er stand. Als aber endlich der erwachte Wille wieder die Herrschaft über die müde gewordene Seele gewann, da zeigte es sich, daß die alte Urast aufs neue über ihn gekommen war. Es litt ihn nicht mehr daheim, wo ihn alles an die geliebte Tote erinnerte: fort, fort, weit fort, dahin, wo es ein Vergessen gab, wollte er.

Der Mutter übergab er seinen kleinen Sohn. „Liebe ihn, wie du mich geliebt hast, Mutter!“ hat er. „Und erziehe ihn zu einem tüchtigen Menschen.“

Und dann zog er in die Welt. Wieder trat er in die österreichische Armee ein, suchte in Italien unter Radetzky und Hess, in Ungarn unter Windischgrätz und Haynau. Als nach wenigen Jahren der Krimkrieg ausbrach, eilte er nach Petersburg und stellte sich dem Zaren zur Verfügung. Kaiser Nikolaus hatte ihn vor Jahren, als Ludwig von Hegenberg noch in der preussischen Armee diente, kennen gelernt, und schon damals an dem feurigen, jungen Mann lebhaftes Interesse genommen. So hieß er jetzt, als der Sturm über Rußland losbrach, den schlachtenerprobten Offizier mit Freuden willkommen und verlieh ihm als Beweis seiner Gunst sofort die Stellung eines Obersten.

Die greiße Mutter daheim widmete sich mit treuem, nimmermüden Herzen der Erziehung

ihres Enkels. Bei Tage lebte sie diesem, und bei Nacht dachte sie des fernem Sohnes. Sie glaubte seine Stimme zu hören, sein liebes Antlitz zu sehen und auf den Fitzichen des Nachtwindes Grüße von ihm zu empfangen. Ach, sie kamen so selten, diese Grüße! Rußland war weit und Feinde ringsum. Eines Tages aber gelangte doch ein kleines Kästchen in ihre Hände, ein Brief dabei. Ludwig schrieb aus Sebastopol voll Freude und Stolz, nicht gedemütigt durch die letzten Niederlagen der Russen.

„Wir, lieb Mütterchen“, so schloß der Brief, „wir hier in unserem Felsenest, das auf die blitzende Meeresfläche hinausschaut, wir werden uns halten oder uns unter den Trümmern unserer Festungswerke begraben lassen. Lang lebe der Zar! Dir aber, mein Mütterchen, sende ich etwas von den Gestaden des „gastlichen Meeres“, — ein Lebewohl aus der Ferne, wie es dir der Vater einst gesandt hat.“

Sie öffnete das Kästchen. Ein jäher Schreck durchfuhr ihr Herz: eine dunkelrote Rose lag darin. In diesem Augenblick war es ihr, als sinke ein Schleier vor ihren Augen herab, als sähe sie weit, weit in die Ferne, vom sonnenbeglänzten Meer umpflüht, einen rauchenden Trümmerhaufen. Mit zitternder Hand suchte sie ein Buch aus ihrem Bücherschrank, blätterte hastig darin und las endlich:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.“

In diesem Augenblick wußte sie es, wußte es mit unumstößlicher Sicherheit, daß, wie einst vor nahezu einem halben Jahrhundert eine Rose des Vaters letzter Gruß gewesen, so auch heute diese Rose des Sohnes letzter Gruß sein werde. Und niemand konnte sie von Stund an in dieser Ueberzeugung beirren.

Sie behielt recht. Kurze Zeit darauf erhielt sie ein gnädiges Handschreiben des Zaren, in dem ihr dieser unter der Versicherung seiner aufrichtigsten Teilnahme mitteilte, daß ihr Sohn, der kaiserlich russische Oberst Ludwig von Hegenberg, bei der Verteidigung Sebastopols gefallen sei.

„Du prüffst mich schwer, Vater im Himmel!“ flüsternte die Greisin, als sie gelesen hatte. „Der Gatte und der Sohn — fast ist es zu viel für ein armes Frauenherz!“

Dann ging sie hinaus zur Gruft und blieb lange dort im stillen Gebete.

Als sie sich erhob, ruhten die Strahlen der scheidenden Abendsonne in vollem Glanz auf der Marmortafel, so daß die Inschrift funkelte und leuchtete, wie nie zuvor: „Gloria victis!“

Wieder war mehr als ein Jahrzehnt über die Erde dahingerauscht. Unter der sorgfamen Obhut der treuen Großmutter war der Enkel, der

Ludwig hieß, wie Vater und Großvater, herangewachsen. Ein Knabe fast noch, war er in ein Infanterieregiment eingetreten, um sich der militärischen Laufbahn zu widmen. Und gerade jetzt war diese voll der besten Aussichten. Ruhm und Ehre waren für den Krieger zu erwerben, wie seit langem nicht. Aus der gewitterschwülen Atmosphäre, die schon seit Jahren über allen deutschen Staaten lastete, war der zündende Blitz hervorgezuckt! Krieg! Freilich ein Krieg, der ein deutsches Herz wehmütig stimmen mußte, denn, wie so oft schon in der Geschichte, so sollten auch diesmal wieder Deutsche gegen Deutsche kämpfen. Daß dieser Krieg eine unerbittliche Notwendigkeit war, um dem alten Bruderstreit ein dauerndes Ende zu bereiten, das sahen und fühlten damals nur wenige, auch in der Armee. Aber es mußte sein: der König hatte gerufen, und das Heer rückte ins Feld. Zwar nicht mit lautem Jubel, nicht mit feurigen Liedern, nicht in froher Begeisterung, sondern ernst und schweigend zogen die Kolonnen dahin, und in gar vielen Herzen regte sich die bittere Frage: Wann endlich wird der alte Fluch, daß wir Deutsche uns gegenseitig zerfleischen müssen, von uns genommen werden?

Ernst, aber gefaßt und ruhig, sah Frau von Hegenberg, die trotz ihrer achtzig Jahre an allen Ereignissen den lebhaftesten Anteil nahm, wiederum ein ihr über alles teures Leben ins Feld rücken: ihr Enkel zog als Fähnrich mit hinaus in den Kampf. König Wilhelm hatte mit dem feinen Takt und der großen Herzensgüte, die diesen Fürsten so besonders auszeichneten, befohlen, daß der Fähnrich von Hegenberg aus seinem bisherigen Regiment, das nach Böhmen marschierte, zu einem anderen Regiment versetzt werde, das auf dem westlichen Kriegsschauplatz Verwendung finden sollte; es sollte dem Jüngling erspart bleiben, gegen das Heimatland seiner Mutter und seiner mütterlichen Großeltern, sowie gegen die Armee zu kämpfen, in der einst sein Vater gestanden und glorreiche Tage gesehen hatte.

„Zieh hin mit Gott!“ sagte Frau von Hegenberg in der Scheidestunde zu ihm. „Tue deine Pflicht, mein Sohn, aber erhalte dich mir! Einen vierten hätte ich dem Kriege nicht zu opfern!“

Nachdem er sie verlassen, ging sie hinaus zur stillen Gruft und betete lange am Sarge seiner Mutter, daß er, die Freude ihres Alters, ihr nicht genommen werden möge. Als dabei ihr Blick auf die Marmortafel mit der Inschrift: „Gloria victis“ fiel, bemerkte sie, daß der Stein vom Zahn der Zeit und von den Unbilden der Witterung genau zwischen den beiden Worten „Gloria victis“ entzweigesprengt war. Sinnend weilte ihr Auge auf dem Stein.

„Man wird einen neuen machen lassen müssen“, sprach sie vor sich hin. „Er ist sechzig Jahre

alt und hat wacker ausgehalten. — Einen neuen — mit anderer Inschrift — an dem Tage, da Ludwig heimkehrt als Sieger — ja, ja, da soll er gemacht werden!“

Aber es wurde kein neuer Stein angefertigt. Wenige Tage darauf erhielt Frau von Hegenberg ein Schreiben, das sie bange klopfenden Herzens erbrach. Sie las:

Marschquartier Tennstedt,
28. Juni 1866.

„Ich habe die traurige Pflicht, gnädigste Frau, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihr einziger Enkel, der Portepeseführer Ludwig von Hegenberg in dem Treffen von Langensalza ruhmreich kämpfend für König und Vaterland gefallen ist. Er tat an diesem Tage zum ersten Male im Felde Offizierdienste und war mit einem Zuge seiner Kompanie zur Deckung einer Artillerieposition befehligt. Unsere Waffen waren nicht siegreich, und als der Rückzug unserer Truppen begann, wurden die Geschütze von feindlicher Kavallerie angegriffen, die sie zu nehmen suchte. Das aber sollte nicht gelingen. Im Nu hatte die deckende Infanterie unter Führung Ihres Enkels ein Karree um die bedrohten Geschütze gebildet: von vier Seiten starteten den feindlichen Reitern blanke Bajonette entgegen. Schritt für Schritt, die gefährdeten Kanonen in der Mitte, aufs tapferste kämpfend, jeden Fußbreit Boden aufs zäheste verteidigend, in musterhafter Haltung, so zog das heldenmütige, kleine Häuflein unter der ruhigen und besonnenen Führung Ihres Enkels ab. Alle Versuche der feindlichen Reiter, die Schar in Unordnung zu bringen, scheiterten; kein einziges der Geschütze ging verloren. Aber der tapfere Führer der Verteidiger zahlte mit seinem jungen, hoffnungreichen Leben den Preis; eine feindliche Kugel traf ihn, und lautlos sank er zusammen. Jemandem Schmerz hat er gewiß nicht empfunden — es war ein schöner Tod, wie ihn die Götter nur ihren auserwählten Lieblingen gewähren.

Voll Stolz auf ein solches Mitglied meines Offizierkorps kann ich Ihnen, gnädigste Frau, sagen, daß über Ludwig von Hegenberg nur eine Stimme der Anerkennung herrscht, und daß Offiziere wie Mannschaften sich rühmen, den Jüngling den ihren genannt zu haben. Das Regiment wird dafür Sorge tragen, daß die Erinnerung an den Tapferen nicht erlösche, solange das Regiment selbst existiert.

Möge Gott Ihnen, gnädigste Frau, die er nun zum dritten Male so schwer heim sucht, auch zum dritten Male Kraft und Stärke verleihen, das Schwere zu tragen, und möge Ihnen daselbe Gefühl, das uns alle besetzt, ein Trost sein, daß für einen solchen Kämpfer, wie Ihr Enkel, in voller Wahrheit der stolze Römer-

spruch in Geltung tritt: „Gloria victis!“ Denn Sieger oder Besiegter — die Treue ist doch das Höchste, gnädigste Frau, die Treue!“

v. R.,

Oberst u. Regimentskommandeur.“

Keine Träne trat in ihre Augen, keine Miene bewegte sich in dem edlen Gesicht, als Frau von Hegenberg das Schreiben gelesen hatte. Starr wie Niobe stand sie minutenlang. Regunglos hielt sie das verhängnisvolle Blatt in der Hand.

Als sich endlich die Erstarrung löste, drängte sich über die zuckenden Lippen der qualvolle Aufschrei des alttestamentlichen Propheten: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele!“

Dann aber rief sie ihren alten Haus- und Gutsverwalter.

„Kirchmann, wir reisen noch heute nach Langensalza! — Zu dem Grabe eines Helden! Mir gehört er! Und ich werde ihn diesmal finden — ich werde ihn finden!“

Alle Abmachungen waren vergeblich. Als der Arzt, durch den treuen Kirchmann gerufen, erklärte, daß die unausbleiblichen seelischen Aufregungen einer solchen Reise der Greisin schweren Schaden bringen könnten, richtete sich diese hoch auf und sagte: „Wer den Gatten, den Sohn und den Enkel im Kampfe verloren hat, der hat für sich selbst zu fürchten und zu hoffen aufgehört!“

So reisten sie denn, die Greisin und der alte Kirchmann. Es war eine schwere Reise, mitten durch endlose Truppenzüge hindurch, wiederholt halbe Tage lang aufgehalten. Aber endlich gelangte man doch zum Schlachtfeld. Ringsum frische Grabhügel, auf denen rohe Holzkreuze oder aufgesteckte Infanterie-Seitengewehre der einzige Schmuck waren. Endlich fand man auch die Stelle, an der Ludwig von Hegenberg ruhte. Ein leichtverwundeter Mitkämpfer des Jünglings aus dem Barackenlazarett von Merxleben hatte den Führer gemacht.

„Hier liegt er, und dort fiel er.“

Das war alles, was er sagte.

Die Leiche wurde exhumiert. Ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken, erkannte Frau von Hegenberg den Toten als ihren Enkel, dann wurde

dieser in einen mitgebrachten Metallfarg gelegt, und in stillem Trauerzuge ging es heimwärts. Kaum zehn Worte sprachen die beiden Alten miteinander; fast waren sie ebenso schweigsam, wie der jugendliche Tote, den sie mit sich führten.



„Hier liegt er, und dort fiel er“

Als endlich vor dem Hause der Frau von Hegenberg der Wagen hielt, stieg Kirchmann zuerst aus und bot dann schweigend seiner greisen Gebieterin die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Doch sie reichte ihm die Hand nicht, sie sagte auch nichts, kein Wort, keine Silbe. Als man näher zusah, zeigte sich, daß sie in tiefstem Frieden, ohne daß ihr Begleiter das geringste bemerkt hatte, an seiner Seite im Wagen für immer entschlafen war. Ein friedliches Lächeln ruhte auf ihren Zügen, gleich dem Lächeln eines, der einen schweren Kampf siegreich zu Ende gekämpft hat.

So wurden sie denn gleichzeitig nebeneinander gebettet, die lebensmüde Ahne, und der lebensfrohe Enkel. Als die Gruft geschlossen wurde, stieß zufällig einer der Arbeiter an die Namor-tafel darüber. Da löste sich die eine der verwitterten beiden Hälften des gespaltenen Steins und stürzte zur Erde nieder; auf der anderen aber, die haften blieb, leuchtete allein das eine Wort: Gloria!

Vor der Gant.

Skizze von Anton Schott.

Beim Fuchsenöder wollen sie gerade von der Arbeit weg und zum Mittagstische gehen, als ein vier, fünf Herrenleut' anrücken, und nach dem Bauer fragen.

„Wie viel?“ meldet sich ein junger, untersefter Mensch, und etwas wie ein spöttisches Lächeln huscht dabei um seinen Mund.

„Also: gehen Sie ein bißel mit!“ fordert einer der Herren.

„Jetzt gleich?“

„Ja, ja, jetzt.“

„Jetzt hab ich ... gerade keine Zeit“, erklärt der Fuchsenöder trocken, und ein spöttisches Lächeln will nicht aus seinem Gesicht. „Jetzt

müssen wir essen. Wir haben sakrisch gearbeitet, und . . . wir müssen halt essen. Die Herren vom Gerichte sitzen auch nicht allemal schon auf dem Schemel, wenn unsereiner kommt."

Vom Gerichte! Der Hüterbub stößt das Knechtel mit dem Ellenbogen an, und die Dirn stellt den Wassereimer nieder und schaut sich die Kunden baumfest an. Schäk männer also, die den Wert des Höfels in der Fuchsenöb festzustellen haben, weil . . . es versteigert werden würde, wenn der Bauer nicht zur rechten Zeit eine richtige Heirat erwischte.

"Gehen Sie mit?" fragt der eine Herr schneidig.

"Aber ganz gewiß", sagt der Fuchsenöder bereitwillig zu. "Recht gern sogar. Aber zuerst muß gegessen werden."

"Uns halten Sie nicht lange zum Narren. Wollen Sie mitgehen oder nicht?"

"Wie ich alleweil sag': wenn ich gegessen habe."

"Dann brauchen wir Sie nicht." Und er macht Anstalten auf eigene Faust in Haus und Hof herumzugehen und anzuschauen, zu schätzen und aufzuschreiben, was ihm unter die Augen kommt. Aber da schwindet das spöttische Lächeln doch aus dem Gesichte des jungen Bauers, und dunkle Röte tritt an seine Stelle. Mit geballten Fäusten tritt er dem Fremden in den Weg und seine Stimme fibert gerade nur von jäh aufwallendem Zorne.

"Keinen Schritt weiter!" schreit er den Gerichtsherrn an. "Ich leid es nicht, verstanden? Die Fuchsenöder gehört mein, verstanden, und ich lasse keinen Fremden herumgehen in meiner Sache, wenn ich nicht dabei bin. Und . . . den Weg hättet ihr euch überhaupt ersparen können . . ."

"Das Gericht hat die Versteigerung des Anwesens beschlossen . . ."

"Von mir aus zweimal. Ich kann heute noch zahlen, ich kann auf die Wochen zahlen, und ich kann knapp vor der Versteigerung zahlen, verstanden, aber der Hof gehört alleweil noch mein . . . Ueberhaupt . . ."

Ein altes, zusammengeraubtes Weib erscheint in der Haustüre, schaut ein paar Augenblicke ganz erkommen an den Fremdlingen und ruft nachher zum Essen. "Was . . . gibt es denn da?" fragt es gleich nachher.

"Torheit!" erklärt der Fuchsenöder und läßt die Herren kurzerhand stehen. "Schäk männer sind es."

"Schäk männer? Soll etwa gar . . . versteigert werden?"

"Im Willen hätten sie es, aber . . . da wird ihnen der Löffelstiel noch in währendem Fahren abbrechen."

"Morgen, übermorgen läßt du dir das Heiratsgut auszahlen und räumst den Sudel gleich weg!" rät nun die Alte, des Fuchsenöders Mutter. "Wenn dir etwas einzureden wäre, und wenn du folgen täteft . . ."

"Gilt nicht so", stellt der Bauer entgegen. "Die kriegen die paar Hunderter schon zur rechten Zeit, und früher geht uns die Geschichte nicht viel an . . . Leuteln, zum Essen ist es", wendet er sich an die Ehehalten und geht voraus ins Haus.

"Trachten Sie halt, daß Sie fertig werden!" läßt ihn der Gerichtsherr unwirsch an, aber er achtet dessen gar nicht.

"Wir sind allemal noch fertig worden", knurrt er zurück.

Man ist wie gewöhnlich, und allmählich stellt sich das spöttische Lächeln wieder ein, während die alte Bäuerin beinah in einem Atem greint und maulet und über den Zochen schimpft, der die paar Groschen hat einlagen müssen, und über die Gerichtsherrn, die auch nicht warten können, bis der Bub verheiratet und zu Gelde gekommen. Wenn er gefolgt hätte, könnte es schon anders sein, und er brauchte jetzt nicht in dieser Schande zu stehen.

Schande? Der Bauer lacht hell auf. Das ist keine Schande, wenn einer ein bißel etwas schuldig ist und im Augenblick nicht zahlen kann; schuldig ist sogar das Land und dazu noch mehr als wie der Brauch ist. Den Tag nach der Hochzeit läßt er sich das Heiratsgut auszahlen, und nachher . . . soll ihn die ganze Welt gern haben.

Nach dem Essen geht er mit den Schäk männern herum und schaut gleichmütig zu, wie diese Stück um Stück seiner Habe abschätzen und aufschreiben, und ab und zu macht er sogar einen Wis dazu, der nicht allemal gerät. Je länger die Geschichte dauert und je mehr er sinnend wird, desto unangenehmer dünkte sie ihn doch, und allmählich sammelt sich ein ganz richtiger Aerger in ihm zusammen.

Es handelt sich nur um einen leidigen Tausender, aber wenn einer den nicht hat und nirgends kriegt, nachher . . . kommt es halt so.

Er könnte heute schuldenfrei oder halbwegs frei dastehen, wenn es sein Dickhädel zugegeben, den künftigen Schwäher schon vor der Hochzeit um Auszahlung des Heiratsgutes anzugehen, aber . . . Nein, das tut er nicht, wenn die ganze Hütte in die Brüche gehen sollte. Ist es nichts weiter wie eine richtige Geldheirat, aber daß er sich's auch noch anmerken läßt, sel tut er nicht, ging es, wie es gehen wollte. Mehr wie verganten kann er nicht, und das kann ihm kein Mensch zur Schande anrechnen. Gesehlt hat es schon bei seinen Eltern. Ein paar mißglückte Spekulationen, ein paar Unglücksfälle hintereinander, und so ist es halt bergab gegangen, bis ihnen niemand mehr geborgt, und bis es so weit gekommen, daß er weder ein Stückl Vieh noch einen Stamm Holz verkaufen darf, um die Hände auf diese Art frei zu kriegen. Eine Geldheirat! Das ist für ihn der einzige

Ausweg gewesen, und . . . den ist er eben notgedrungen gegangen, trotzdem er hätte einen andern gehen wollen. Das Niegler Dirndl . . . Mein Gott, wenn eines halt beinahe gar nichts hat. Und mit der Hoffnung auf eine Geldbaise ist ihm nicht geholfen gewesen. So hat er sich an das Buchberger Dirndl gemacht, das ungefähr so viel kriegen wird, als er schuldig ist, um das er aber ansonsten keinen Schritt vor die Türe tun würde.

Ist halt so, und es geht manch anderem auch nicht besser, der dem Gelde nach heiraten muß, um sich auf der Bank seiner Vorfahren zu erhalten und die leidige Heimat zu retten.

Als die Herren mit der Abichätzung fertig sind und sich wieder zum Fortgehen rüsten, steckt er wieder sein spöttisches Lächeln auf.

„Laßt euch halt die Mühe nicht verdrießen!“ zahlt¹⁾ er sie an. „Wenn ihr es nicht gar so eilig gehabt hättet, wäre euch der mühsame Gang in die Berge herauf erspart geblieben. Am Montag hab ich meine Hochzeit, und . . . nachher räum' ich auf mit meinen Schulden.“

Der Gerichtsherr will ihm noch ein paar gute Ratshläge geben, aber er wendet sich kurz ab und geht hinter den Stadel hinaus. Die ganze Welt soll ihm auf's Schupfendach steigen, wenn sie mag.

Den halben Nachmittag herum, läßt er die Arbeit frischweg stehen und liegen, nimmt die Büchse aus dem Verstecke und geht trotz allen Greinens und Zetterens seiner Mutter in die Wälder hinauf. Er hat kein Recht, auf die Jagd zu gehen, aber . . . er hat noch nie gefragt, und er fragt auch heute nicht. Gerade daß einer auf andere Gedanken kommt.

Unterdessen verbreitet sich die Neuigkeit über die ganzen Berghänge und Täler wie eine Nebelschwade, die sich über der Kuppe des Buchensteines zusammenzieht und nach unten sinkt, und im Sinken immer größer und breiter wird: Beim Fuchsenöder sind sie im Aufschreiben und Abschätzen gewesen, und das Gütel wird versteigert.

Den Buchberger reizt es beinahe rücklings um, als er die Märe vernimmt . . . Verganten, und sein Dirndl soll in so ein Haus heiraten. Wird nicht sein müssen, dasselbe. Er nimmt Hut und Zoppe und langt nach dem Knotenstocke, tut ein paar ungesüße Brummer und macht sich nachher auf den Weg in die Fuchsenöb.

„Er soll herunterkommen!“ trägt ihm das Dirndl auf. „Wenn er nicht mehr Einsicht hat, als daß er es so weit kommen läßt, nachher . . . muß man ihm schon das Notwendigste sagen.“

„Werd' ich ihm eh' sagen“, verspricht der Buchberger und stapft bergan. In währendem Gehen sinnt und reimt er sich zusammen, was er

diesem . . . Haderlumpen für eine Standeslehre halten soll und wie er ihm recht ins Gewissen steigen könnte, aber mittendrin fällt es ihm anders ein. Wozu soll er, der Buchberger hinauf in die Fuchsenöde? Hat er etwas verloren dort oben? Hat er etwas zu suchen? J, beileibe. Der Leichtfuß soll nur herunter kommen zu ihnen und dort das Notwendigste vornehmen.

Und schnurstracks kehrt er wieder um und schießt das Hütbübel hinauf mit der Botschaft: Der Fuchsenöder solle gleich herunterkommen, da es noch etwas auszurenden gäbe.

So macht denn das Hütbübel den Weg in die Fuchsenöde und richtet die Botschaft aus.

„Gilt schon“, bescheidet der Fuchsenöder leicht hin und werkt in seiner Arbeit weiter. „Gen Abend einmal, wenn ich Zeit habe.“

Der Buchberger soll das Geld gleich zu Gerichte tragen, damit dieser lästerlichen Geschichte ein Ende gemacht wird“, rät die alte Bäuerin. „Gezahlt muß es einmal werden, und . . . ich weiß nicht, mir kommt es alleweil so vor, als wären wir schon zur Halscheid hinausgedrängt aus unserm Heimate!“

„Unsim!“ knurrte er verdrossen. „Die Torheit irrt uns derweil noch kein bißel. Wird schon weggezahlt werden.“

Gegen Abend macht er sich auf den Weg zum Buchberger.

„Schöne Sachen hört man von dir“, freißt der verlegen, als der angehende Eidam in die Stube kommt, und diese Rede schnupft diesem gleich hübsch jäh in die Nase.

„So? Und was denn nachher?“ fragt er kurz gebunden.

„Sie sind ja im Abschätzen bei dir gewesen, heißt es.“

„Wie es auch wahr ist; aber . . . das habt Ihr ja von ehe gewußt, daß ich schuldig bin und Geld brauche.“

„Da hast mich also wegen meinem Gelde gefreit?“ zwickt das Dirndl, um den hochbeinigen und widerborstigen Einödhafen ein bißel in die Enge zu treiben, und ihm gleich von allem Beginnen an den Standpunkt klar zu stellen.

„Eh so“, gesteht er halb offenerzig, halb trugig. „Wenn einer Geld braucht, muß er es so machen.“

„Ich danke schön.“

„Da kannst danken oder nicht: es wird nicht anders.“

„Das müssen Hunderte und Tausende tun“, sucht die alte Buchbergerin ins Ebene zu richten. „Wenn einer sonst richtig ist und einen Verstand hat . . .“

„Wenn . . .!“ stellt der Buchberger dahin. „Aber wie es herschaut, ist's mit dem Verstande nicht gar so weit her. Knapp vor die Gant lassen, den Leutschwag füttern . . .“

„Und ich sollte nachher auf so ein Höfel hei-

1) Spöttisch und beißend lächeln.

raten, das die ganze Gegend so herunterhehelt“, stellt das Dirndl vor, und das rüttelt des Fuchsenöders Trutz auf wie einen Schlummernden.

„Brauchst ja gar nicht“, stellt er frei und zieht eine feste Prisse in seine Nase. „Das ist gar nicht notwendig, Dirndl. Diese Schande brauchst dir nicht anzutun.“ Und er steht langsam auf und richtet sich zum Gehen.

„Ja... was...?“ dehnt die Buchbergerin langmüchtig heraus und schaut den Kunden mit aufgesperrten Augen und halbgeöffnetem Munde an. Knapp vor der Gant stehen und... so eiskalt daherreden... so eiskalt!

„Wie meinst es denn nachher?“ schnaubt der Buchberger grimmig und klopft mit den Knöcheln der Faust beinahe nervös auf die Tischplatte. „Wie denkst dir denn sel? Wo...?“

„Ich überlege mir's auch“, trumpft das Dirndl. „Ich habe Zeit genug vor mir, und... mich treibt nichts.“

„Eh' nicht“, gibt der Fuchsenöder Recht. „Ueberlege dir's“

„Da lassen wir die Narrerei lieber ganz gehen“, schreckt der Buchberger.

„Meinetwegen auch“, stellt der Fuchsenöder frei. „Also ist nachher der Tanz aus.“ Und er gibt seinem Hütel einen

Stoß zur Seiten, tut einen rauhen Kreißer und verläßt die Stube. Alles wurscht: soll gehen, wie es gehen will. Er macht diesen Leuten den Hanswurst und Narren alleweil noch nicht, trotzdem er knapp vor der Gant steht. Soll werden, wie es wird! Es leben Tausende, die keinen Bauernhof haben, und sie leben vielleicht gerade so schön... Morgen in aller Frühe geht er zum Pfarrer und sagt noch ab.

„Alle...!“ kreißt der Buchberger, als die Türe ins Schloß gefallen. „Jetzt... jetzt... Ein Dickschädel, ein widerborstiger Drach!“

Die Buchbergerin aber haftet nach einem Zeitlein der Türe zu und auf die Gred hinaus und ruft in das Dämmern der sinkenden Früh Sommernacht hinaus: „Fuchsenöder! Michel! Hörst? Laß dir sagen! Geh her! Laß dir sagen!“ Der aber knurrt ein kolzengrob Geheiß und stapft seines Weges weiter... Soll gerade gehen,

wie es gehen will! Und jetzt mag er das Ziefer erst recht gar nimmer.

Den nächsten Tag sucht er sich ein Geschäft im Pfarrorte unten und offenbart dorten dem Pfarrer seinen Entschluß, der eigentlich nur eine Folge des Vorschlages wäre, den der Buchberger gemacht, und am nächsten Sonntage unterbleibt daher das dritte Aufgebot in der Kirche.

Kein Mensch in der ganzen Gemeinde hätte sich träumen lassen, daß einmal ein drittes Aufgebot unterbleiben könnte, und da solches nun vorkommt, öffnen sich die Türen für den Brautschwaz sperrangelweit. Mutmaßungen tauchen in Fülle auf, und jegliches weiß etwas anderes.

Am meisten aber stoßt vor den Kopf, daß der Fuchsenöder schon gewußt haben muß darum, weil er in die Kirche gekommen. Daß vielleicht gar er...?

„Anders bejonen?“ grüßt ihn der Breinmüller an, da er an ihm vorbeikommt. „Wieder ausgepaunt?“

„Wieder ausgepaunt“, bestätigt der Fuchsenöder und geht seines Weges. Beim Bäckerträger unten aber humpelt ihm die alte Linninger-Everl in den Weg.

„Ach schon heimzu?“ kichert sie. „Wenn ich noch ein bißel besser zu Fuße wäre... Aber ich

gehe dir halt zu langsam... Zu zweit wär' es viel kurzweiliger.“

„Ich kann ja ein Zeitel auch langsam gehen“, verspricht er und nimmt sich dabei gleich vor, die Alte ein bißel auszuholen, was jetzt wohl alles über ihn geredet werden mag. „Ich veräume ja nicht viel. Zur... Gant komme ich allemal noch recht.“

„Ja, du mein! Was ist denn das auf einmal? Ich habe alleweil gemeint, es würde eine Hochzeit geben, und jetzt auf einmal...“

„Gibt's keine.“ „Du liebe Zeit! Was sich alles ereignen kann!... Auf die Gant, sagt?“

„Ist ja die Schägung schon dagewesen.“ „Da... hättest halt das Geld gebraucht. Um das Dirndl wird dir eh' nicht viel gewesen sein, was?“

„Ach was!“ macht er es unwillig. „Leben mehr Leute, die keinen Hof haben.“

„Sel eh'; deine Mutter halt...“



„Schöne Sachen hört man von dir“, kreißt der verlegene

Luit Brüllmann

„Die wird jetzt schon beinahe ein Narr.“
„Ich glaub es; mir wäre auch kaum anders... Das Kieglerdirndl hätte dir halt nicht zu schlecht sein sollen. Vielleicht hätte sich's ergangen.“

„Mit was denn?“ fährt er beinahe gereizt auf. „Ein Schüssel Kinder, selbst Schulden...“
Plötzlich aber bricht er ab und tut mit der Hand ein paar Schlanderer, als wollte er abwehren, was sich ihm alle Augenblicke und auch jetzt wieder aufdrängt wie das schmerzende Zucken und Reißen einer halbverheilten Wunde. „Ach was?“

„Etwan hätte ich euch ein bißel unter die Arme greifen und euch über's größte Wasserl hinüberheben können.“

Wie in hellem Traumwachen starrt er den Weibschragen an... Wenn die mit ihren Geldstrümpfen herausrückt, nachher könnte sich's leicht machen lassen, daß er der drohenden Vergantung ent schlüpfte. Die wäre ja diese Geldbase.

„Ein Ernst, scheint mir, ist ja auf all beiden Seiten gewesen“, bohrt die Oberl weiter.

„Was nützt denn der Ernst, wenn... sich einer opfern soll für sein Heimatel?“

„Ganz verdent ich dich eh' nicht, weil es manchen so geht, aber... gegangen wär' es, und... ermachen ließ es sich heute noch, wenn wirklich noch ein Ernst vorhanden wäre. Frage halt das Dirndl zuerst, wie es jetzt gesonnen ist. Und wenn wieder alles im alten ist, nachher sag mir, wieviel du für den Anfang brauchst. Wenn du einmal vom Hause vertrieben bist, kommst du zu keinem mehr.“

„Mhm!“ Und das soll die Zustimmung sein für alles, was die Alte vorbringt, und ein lebhaft Nicken bekräftigt sie noch... „Eh' nicht anders... Na, da wird aber... die Mutter eine Freude haben“, lacht er gleich darauf in aller Glückseligkeit heraus, und in seinen Augen beginnt es zu leuchten und zu strahlen. „Wieder etwas das den Himmel hält und... und...“ Ah, was braucht der alte Schragen zu wissen, daß dieses Dirndl so nebenbei auch sein ganzes Glück ist, auf das er der leidigen Heimat wegen hätte verzichten müssen und auch verzichtet hätte, das er aber kaum aus seinem Herzen und aus seinen Sinnen hätte bringen können. Und jetzt auf einmal, jetzt, wo ihm der Strick schon um den Hals gelegt wird... „Ich geh gleich nachmittags zum Kiegler und frage nach, und... daß halt Ihr nachher...!“

„Wird auch nichts fehlen.“

Und dann schlägt er überlings einen Schritt an, den die Alte nimmer einhalten kann, und auf der Höhe oben muß er Foppe und Beste ausziehen, um sich Luft und Platz zu schaffen für seine Freude und für das Glück, das ihm wieder zu leuchten beginnt. Jetzt kommt die Fuchsenöde nimmer unter den Hammer, und jetzt... Ach was! Wäre ganz Wurscht, ging es so oder anders. Ein zweites Mal wollt' er sich und sein Leben nicht wieder verhandeln und verschachern um ein paar lumpige Groschen, ging es, wie es gehen wollte...

Aus einem verlorenen Paradies.

Südssee! Unsere entferntesten Kolonien lagen dort. Wem es in einer besseren Zeit gönnt war, dort als Farmer, Beamter oder Forscher tätig zu sein, der erzählt noch heute von der herrlichen Natur, den Erlebnissen und nicht zuletzt von den mannigfachen Ertragsmöglichkeiten der vielen großen und kleinen Inseln dieses Gebietes. Ein aufgezwungener Friedensvertrag entriß uns dieses Gebiet. Was wir in jenen Ländern gesät, ernten andere und wir müssen heute den Siegerstaaten die Früchte unserer Kolonisationsarbeit für teures Geld abkaufen. Die Rückgabe unserer Kolonien würde vielen unserer Landsleute Arbeit geben und in jeder Hinsicht unsere Lage verbessern. Es ist daher unsere Pflicht, stets wieder zu verlangen:

G e b t u n s u n s e r e K o l o n i e n w i e d e r .

Einer unserer Mitarbeiter, Herr Kapitanleutnant a. D. J. Breithaupt, stellt uns in Folgendem zwei seiner vielseitigen Erlebnisse aus jenem verlorenen Paradies zur Verfügung.

Falsch verstandene Freundlichkeiten.

Entlang der Felsenküste Süd-Neupommerns — eine der großen Inseln des Bismarck-Archipels, der heute australisches Hoheitsgebiet ist — zieht sich ein Riffgürtel, steil aus der Tiefsee aufsteigend, der bei Niedrigwasser etwa einen Meter über die Oberfläche herausragt. An mehreren Stellen ist das Riff durchbrochen und bietet für kleinere Schiffe die Möglichkeit der Durchfahrt zu einem geschützten

Hafen. Wenn draußen die ausgewählte See dumpf brandend gegen die Korallenbänke schlägt, ist unter der Küste das Wasser spiegelglatt. Die Riffe sind zum Teil bewaldet, Kokospalmen wiegen ihre stolzen Kronen im Winde und anspruchslose Tropengewächse finden auf dem spärlich angeschwemmten Boden ihre Nahrung. Wo hin man blickt, abwechslungsreiche Szenerie, von fern her dringt wie feierliche Musik das mono-

töne Dröhnen der Brandung aus Ohr, deren schäumender Gischt zwischen den grünen Inseln als glitzernder Silberstreif hindurchleuchtet. Die Inselküste Neupommerns, dicht mit Mangroven und mit Urwaldgestrüpp bestanden, fällt teil zum Wasser ab, nur hier und da ein schmales Flachland bildend, das durch abgelagerten Schwemmsand eines Flußlaufes entstanden ist.

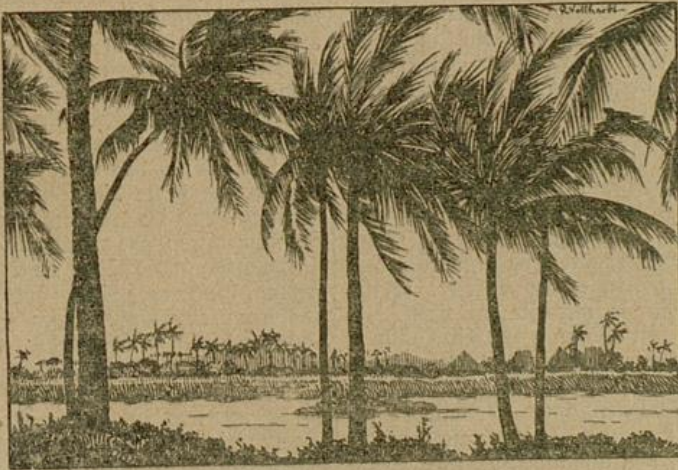
Etwas eine halbe Stunde lang, im Schatten riesiger Bäume, deren Kronen sich zuweilen über der Flußmitte berühren, führt uns das Ruderboot flußaufwärts. Hier und da einzelne Hütten am Ufer, von ragenden Palmen beschattet, umsäumt von Tabak- und Taropflanzen. Faul und träge hocken die neugierigen Eingeborenen im Sande; nur Männer — denn Frauen sind in

dunkler Erinnerung an die rauhen Zeiten der Walfischfänger vorsorglich in den Busch zur Arbeit geschickt. Es sind dunkelbraune, hagere Gestalten, mit hochgebundenem Wuschelhaar, durch das malerisch lange Schildpatt- und Knochenpeile hindurchgesteckt sind. Am Arme und Fußgelenke tragen sie breite

Schildpattspangen, durch Nase und Ohrläppchen Muschelringe, die geschickt aus den Bindungen der Burgoß-(Perlmutter)Muschel geschliffen sind. Das ist, wenn man eine Bastsehnur um den Leib hinzurechnet, die ganze Bekleidung. Aengstlich grinsend verzerren sie den breiten Mund zum Lächeln, wobei die vom Betelnußsaften dunkelbraun gefärbten Zähne sichtbar werden. Kleine, schwarze Kanakerschweine und häßliche, kläffende Hötter beleben das Bild träger Ruhe. Plötzlich kommt Bewegung in die Gruppen. Ich hatte vom Boot aus einen Papagei geschossen, der tot auf den Dorfplatz niedersiel. Erregt springen die Schwarzen auf, schreiend und gestikulierend, greifen nach dem Speer, Pfeil und Bogen und ziehen sich zur Beratung in den Hintergrund zurück. Wir steigen an Land und folgen mit schußbereitem Gewehr. Erst nach längerer Zeit gelingt es, durch Schwenken roter Tücher und Hinwerfen leerer Flaschen und Zigarettenschachteln, die sie aber noch nicht anzufassen wagen, eine Atmosphäre des Vertrauens

zu schaffen. Zunächst einzeln, dann in Gruppen kommen sie näher, die Angst weicht sichtlich der Neugier, und wohlgefällige, unartikulierte Begrüßungstöne befestigen die junge Freundschaft. Sprachverständigung ist ausgeschlossen, selbst unser bewährtes Pidgin-Englisch versagt. Unscheinend sind diese Leute noch niemals mit Europäern in Berührung gekommen. Zur Sicherheit schießen wir, um die Ueberlegenheit unserer Waffen zu zeigen, noch einige fliegende Hunde (riesige Fledermäuse), die zu Dutzenden, zu dichten Klumpen geballt, sich in den Palmenkronen hängend wiegen. Das Erstaunen wächst sichtlich, als sie die zerschossenen toten Tiere zu Boden fallen sehen, und ganz vorsichtig wagt einer der Kerle, den noch immer

warmen Flintenlauf zu berühren. Jetzt wird die Neugier allgemein, von der ganzen Gesellschaft dicht umdrängt, können wir uns nur mit Mühe des immer zudringlicher werdenden Befühlens und Betastens erwehren. Als aber einer der Kanaker mit speichelbefeuchtetem Finger die Echtheit meiner Hautfarbe zu prüfen



Südfeelandschaft

versucht — vielleicht wollte er durch diese feierliche Zeremonie auch nur seiner besonderen Zuneigung Ausdruck geben — da ziehen wir es denn doch vor, uns dieser gewiß gut gemeinten Ovation durch Flucht in unser Boot zu entziehen. Ein Kanaker-Kanoe mit weiten Auslegern und reich bemalten Steven, das zwei Leute schnell und geschickt zu rudern wissen, folgt in respektvoller Entfernung. Nach kurzer Fahrt schon scheinen wir das Ende des Flußlaufes erreicht zu haben, wir stehen vor einer dichtbewaldeten, etwa 200 Meter hohen steil abfallenden Felswand. Durch Winken macht uns einer der Schwarzen auf etwas seltsames aufmerksam; durch das Lianengestrüpp hindurch entdecken wir den Eingang zu einer geräumigen Felsgrotte, die etwa 20 Meter tief und 10 Meter hoch sich in dem Abhang gebildet hatte. Eine wunderbare Kühle umfängt uns, im Anblick dieser, in mattgrünes Licht getauchten Felsengrotte wädhnten wir uns in märchenhafte Zeiten versetzt. Aus dem innersten Winkel, wo die Wassertiefe mehr als 20 Meter beträgt, setzte

dauernd ein starker Strom, so daß wir nach längerer Untersuchung zu der Ueberzeugung kamen, der Flußlauf hat sich hindurchgefressen und entspringt in den Bergen weit im Innern der Insel, deren höchste Gipfel sich bis über 2000 Meter erheben. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß in vorgeschichtlichen Zeiten die Grotte durch Wirkung der Meeresbrandung entstanden ist und der Boden sich seitdem gehoben hat, wie solche Erscheinungen in dem vulkanischen Südseegebiet häufig nachweisbar sind. Ein besonderer Genuß war das Baden in dem prachtvoll kühlen, klar strömenden Süßwasser, wo die Gesellschaft von Haijischen und Krokodilen unwahrscheinlich war.

Beim Passieren des Dorfes auf der Rückfahrt stehen die Bewohner am Ufer, schreiend und winkend. Zu unserer Ueberraschung erkennen wir, daß man auch die Frauen herbeigeholt hat, ein Zeichen besonderen Vertrauens in unsere Friedfertigkeit. Der Pflicht der Höflichkeit genügend, steigen wir an Land und entnehmen aus den freundlichen Grüßen die Aufforderung, näher zu treten. In die Hütten zu kriechen, können wir uns allerdings nicht entschließen, vor penetrantem Gestank prallen wir förmlich zurück. Die Leute leben noch auf einer äußerst primitiven Stufe, armselige Hütten zu ebener Erde, nur in gebückter Stellung passierbar, sind ihr Unterschlupf bei schlechtem Wetter. Gerätschaften besitzen sie so gut wie gar nicht. In bastgeflochtenen, mit einfachen Streifenmustern versehenen Taschen tragen sie ihre Taros, Muschelhalk und Betelnüsse bei sich, aus Muscheln gefertigte Löffel dienen zum Zerkleinern der Früchte. Ihre Hauptbeschäftigung scheint der Fischfang zu sein, wie aus aufgespannten Netzen und Reusen zu ersehen ist. Wir durften ihre Geschicklichkeit bewundern, mit der sie im Wasser schwimmende Fische vom Kanoe aus mit langen Speeren aufspießten.

Bevor wir uns dem abermaligen peinlichen Befühlen, besonders von Seiten der Damen, die mit einem Bastgeschurz um die Hüfte bekleidet waren, entziehen konnten, durften wir als Gegengabe für unsere Geschenke — Tücher, Streichhölzer, Küchenmesser (das Stück 7 Pfennig), gebrauchte Ansichtskarten usw. — einen großen Korb voll herrlicher, etwa 20 Zentimeter langer scharfer Krebse entgegennehmen, die uns herrlich mundeten. In der Annahme, wir wüßten vielleicht nichts damit anzufangen, zerrissen die Leute einige der noch lebenden Tiere und fraßen sie vor unsern Augen auf, nur die Beine und Rückendecke übriglassend.

Bereits am nächsten Tage hielten es unsere schwarzen Landsleute für eine Pflicht der Höflichkeit, uns ihrerseits einen Besuch abzustatten. Am frühen Morgen schon unlagerten etwa 20 Kanoes das Schiff; aller Abfall: Essenüberreste, Papier, Flaschen, Konserven-

büchsen wurde sorgsam aufgefischt. Das besondere Interesse der Kanaker schien jedoch der große Ochse zu erwecken, der auf dem Achterdeck angebunden stand: es war unser Frischproviant für eine vierwöchige Seereise. Ein so großes Tier ist in jenen Gegenden völlig unbekannt, wo jedes Großwild fehlt, es gibt dort im Busch nur kleine Wildschweine, Baumbären, Krokodile und unzählige Arten bunt gefiederter Vögel, deren größter Vertreter der bis zu zwei Meter hohe Kasuar ist. Mit ihren langen Speeren berührten sie behutsam das Tier, und wenn es träge den Kopf wendete oder sich sogar zu einem Brüllen bereitfand, dann stoben die Boote förmlich auseinander. Uh! Uh! schrien sie und hielten sich zunächst in respektvoller Entfernung. Es war natürlich unmöglich, die ganze Gesellschaft an Bord zu lassen. So forderten wir denn den Häuptling mit vier Getreuen auf, näher zu treten. Vorsichtig stiegen die Kerle die Seefallreep hinauf, staunend bewundert ob ihres Mutes von ihren Stammesgenossen. Wieder zog es sie hin zum Ochsen. Einer unserer Matrosen band ihn los und als das Tier sich freier zu bewegen begann, da hatte die schlotternde Angst keine Grenzen. Auf ihren Gesichtern stand geschrieben: Jetzt ist unser Ende gekommen! Zwei der Kerle stürzten sich ins Wasser, zwei liefen in der Erregung, die Treppe hinauf ins Schiff! Es gelang uns, den verbleibenden Rest unserer lieben Landsleute schließlich zu beruhigen. Wir zeigten ihnen ungefährlichere Dinge, die sie mit größtem Erstaunen in Augenschein nahmen. Einen der Kerle nahm ich mit in meine Kammer. Es war schummerig, als wir den Raum betraten. Unwillkürlich schaltete ich das elektrische Licht ein, hatte aber gar nicht daran gedacht, daß meine beiden Ventilatoren auf den gleichen Stromkreis geschaltet waren. Unglücklicherweise steht mein lieber Landsmann genau vor meinem großem Spiegel. Als nun das Licht angeht und der Höllenlärm der Ventilatoren gleichzeitig einsetzt, sieht der Mann sein holdes Angesicht im Spiegel erscheinen. Toben, Schreien und Brüllen ist zarte Musik im Vergleich zu den Tänzchen, die der völlig verängstigte Kanaker nun aufführt. Nur mit Mühe gelingt es mir, die Tür aufzumachen und meinen neuen Freund beschleunigt hinauszubugstieren. Hinauf auf die Treppe und hinein ins Wasser war eins. Erst später ist mir klar geworden, welches die Ursache seiner maßlosen Bestürzung gewesen sein mag.

So endete der freundliche Gegenbesuch; es ist doch immer gut, sich rechtzeitig darüber klar zu werden, was man seinen Gästen zumuten darf! Wenige Minuten, nachdem der Gastfreund das rettende Kanoe erreicht hatte, fuhrn sämtliche Boote in beschleunigtem Tempo in Richtung nach dem Dorf zurück, und keinen einzigen Kanaker haben wir wiedergesehen.

Haisfischfang.

In einer stillen Bucht der Südseeinsel Mindanao liegt das Vermessungsschiff zu Anker. Seit Tagen folgten uns im Kielwasser riesige Haie als ständige Begleiter, deren Rückenfloßen von Zeit zu Zeit über der Oberfläche sichtbar waren. Alles, was an Abfällen über Bord geworfen wurde, verschlangen sie mit gierigem Biß. Schon allein der Gedanke an den Hai ruft beim Seemann Gefühle des Unbehagens hervor; um den Grund der Abneigung ganz zu verstehen, muß man die seegrünen, widerlichen Augen dieser Tiere und das auf der Bauchseite befindliche, weit geöffnete Maul selbst gesehen haben. —

Mittagspause. Am Heck in unmittelbarer Nähe des Schiffes kreisen mehrere Haie, gierig nach jedem Abfall schnappend. Auf Bitten der Mannschaft gibt der erste Offizier die Erlaubnis, die Angel auszubringen. Eifrig helfen die Leute, die starke Leine mit dem fingerdicken, geschärfsten Haken, an den ein mit Del getränkter Twistlappen angebracht wird, so durch einen Flaschenzug zu führen, daß die Angel zwei Meter von der Bordwand und etwa drei Meter tief im Wasser hängt. Neugierig lehnt die Mannschaft an der Reeling, jede Bewegung der Raubfische aufmerksam beobachtend. Bei der spiegelglatten See und dem klaren, durchsichtigen Wasser, wage ich den Versuch, das Tier zu photographieren — der Versuch gelingt wider Erwarten gut, und ich bedaure heute, nicht mehr Platten angewendet zu haben. Immer enger umkreist der Hai die Angel. Wie er sich wendet, wie er sich dreht! Bald kommt er von oben, bald aus der Tiefe, wobei er, auf dem Rücken schwimmend, das breite, mit drei Reihen scharfkantiger Zähne besetzte Maul halb öffnet und mit schielenden Augen auf den Bißen stiert.

Noch immer ist er seiner Sache nicht sicher. Nun aber löst sich von seinem breiten Rücken ein kleiner etwa 30 Zentimeter langer Schmarroherfisch; er ist der ständige Begleiter des Haies, der sich auf dessen Rücken mit seiner Saugfläche festhält und nur dann selbständig schwimmt, wenn er in seiner Eigenschaft als „Nahrungsmittelchemiker“ in Funktion zu treten hat. Erst, wenn dieser „Dotse“ den Bißen untersucht und für freßbar erklärt hat, wagt sich der Hai heran. Schon beschnuppert der Kleine den öligen Lappen, schwimmt zum Hai und teilt ihm das Ergebnis seiner Beobachtung mit. Nun schwinden alle Bedenken, der Hai geht in die Tiefe und schießt, schräg von unten kommend, in der Rückenlage mit scharfem Kurse auf die Angel los. Weit öffnet sich das Maul, die Leine strafft sich, die krampfhaften Anstrengungen des Tieres bewirken aber nur, daß der scharfe Haken sich

immer tiefer in den Oberkiefer bohrt. Der Hai schnappt und schluckt, wendet sich und schlägt gewaltig mit der Schwanzflosse. Noch immer lassen wir ihn gewähren, bis er sich ganz festgezerrt hat. An Deck stehen die Leute bereit und holen nach dem Kommando des erfahrenen Bootsmannes die Leine ein. Erst langsam, dann schneller, ruckartig, damit der Haken sicher faßt. Doch wir haben Erfahrung; schon einmal ist uns ein Hai dadurch entwischt, daß sich unter der Bucht des massigen Körpers der Haken gerade bog. Nachdem das Tier einen Meter aus dem Wasser gezogen ist, wird ihm von oben eine Schlinge über den Leib gestreift und vor der Schwanzflosse zusammengezogen. Jetzt haben wir ihn an zwei Leinen und in wackeliger Lage wird er unter dem freudigen Geschrei der Mannschaft an Deck geholt. Noch immer dehnt und reckt sich das gewaltige Tier, aber fest gesteckt liegt es in den starken Leinen, krampfhaft zuckend. 3 1/2 Meter mißt der Hai, fast 1 Meter Spannweite hat die Schwanzflosse. Mit schwerem Eisenhammer schlägt ihm der Bootsmann den Schädel ein. Dann prüft der Koch den eigenartigen Mageninhalt; Konservenbüchsen, Stiefel, ein Panamahut und viele Fische kommen zum Vorschein. Endlich hören die Zuckungen auf, das Tier ist wirklich tot. Die Schwanzflosse wird abgehakt und als Trophäe vorn auf das Bugspriet genagelt. Ein Chinese würde in unserer Lage die Flosse in Essig und Del zubereiten und sich als Leckerbissen wohl schmecken lassen.

Um die Beute erhebt sich unter der Besatzung großer Streit, jeder Mann will als Erinnerung an diesen interessanten Fischzug ein Stück des Haies haben, um daheim von seinen „Heldentaten“ berichten zu können. Nach längerem Hin und Her fällt der Erste Offizier das salomonische Urteil: Das Rückgrat, als wuchtiger Spazierstock geeignet, erhält der Schiffskoch, die Zähne des Gebisses, um das der Streit besonders heftig tobt, sind einzeln an die Leute zu verteilen, die Augen gehören nach uraltem Seemannsbrauch, gemäß der Schiffsetikette, der sich jeder Seefahrer willig unterwirft, dem Bootsmann. Der Rest fliegt über Bord, und in wenigen Minuten ist das Wildbret von den anderen Haien zerrissen und verschlungen.

Au Deck sieht es wüst aus. Sofort beginnt die Besatzung mit Wasser Schlauch und Sandsteinen die gründliche Reinigung. Obwohl wir noch häufig Gelegenheit hatten, Haifische zu fangen, erhebt der Erste Offizier energischen Einspruch, und er hat Recht; denn ein ästhetischer Genuß ist solch ein Haifischfang wohl nur für den enravigertesten Angler.

Sonderlinge unserer Pflanzenwelt.

Von Dr. Johannes Bergner.

Wie es unter den Menschen manch sonderbare Käuze gibt, deren Eigenart uns zwar befremdet, sich letzten Endes aber doch aus ihrer Lebensweise und ihrem Schicksal erklärt, so hat das Pflanzenreich auch seine Sonderlinge. Auf schwankem Moorboden, zwischen Moospolstern und rotleuchtenden Moosbeeren wächst zum Beispiel eine kleine Pflanze, die zu einer wahren Bestie wurde. Es ist der **Sonnentau**, wie dieses eigenartige Gewächs



Sonnentau

der unzähligen Tröpfchen wegen heißt, die auf den linsengroßen Blättern blinken. Tau freilich ist es nicht, sondern ein klebriger Saft, der von den roten Drüsenhaaren ausgeschieden wird, die auf den Blattrosetten stehen. Wenn kleine Mücken, Fliegen und Käfer sich darauf niederlassen in der Hoffnung, Honig hier zu finden, so

bleiben sie wie an einer Leimrute haften. Das Merkwürdigste aber ist, daß sich ringsum nun die verräterischen Haare über den Gefangenen legen, ihn wie die Fänge eines Raubvogels förmlich umkrallen und in der reichlich von ihnen ausgeschiedenen Flüssigkeit ersticken und verdauen. Nach einiger Zeit erst lassen sie die harten Ueberreste des ausgesogenen Opfers wieder fahren und sind zu neuem Fang bereit. Derselbe Vorgang spielt sich ab, wenn man ein Stückchen Fleisch, ein Krümchen Käse oder gekochtes Eiweiß auf solch Blättchen legt. Bringt man jedoch ein Sandkorn oder einen Holzsplinter darauf, so krümmen sich zwar auch die nächstgelegenen Wimpern, lassen aber bald wieder ab, als ob sie ihren Irrtum merkten. Der Sonnentau wurde also, um die für sein Gedeihen nötigen Nährstoffe zu erhalten, die der magere Torfboden nicht bietet, zu einer insektenfressenden Pflanze.

Sein Gegenstück ist der in stehenden Gewässern häufige **Wasserschlauch**, ein wahres Wunderwerk für jeden, der im aufgeschlagenen Buch der Schöpfung lesen kann. Wie unser Bild zeigt, hat dieser gelb blühende Sonderling nicht einmal Wurzeln, sondern schwebt frei im Wasser, aus dem die fein zerfahlten Blätter ohne weiteres die Nährsalze aufnehmen. Doch diese Kost allein genügt der Pflanze nicht, drum hat sie raffinierte Fallen ausgebildet, grüne, rote oder dunkle

Schläuche, woher der Name **Wasserschlauch** herrührt. Sogar der Köder fehlt nicht, denn Drüsenhaare an der Falltüre, die ins Innere der Blase führt, liefern einen

zuckerhaltigen Schleim, der von winzigen Wassertieren gern gefressen wird. Stärkere Schwimmborsten aber halten größere Lebewesen fern, damit sie nicht den sinnreichen Apparat beschädigen. Wenn aber kleine Krebschen, Würmer, Mückenlarven und dergleichen mehr, die sich in Menge vor den blasigen Schläuchen tummeln, darin noch mehr der leckeren Kost zu finden hoffen und eine der empfindlichen Borsten berühren, so werden sie förmlich aufgeschluckt. Sie sind dann rettungslos verloren, da ihre Kerkertür sich wohl nach innen, aber nicht nach außen öffnet, so daß sie nun erstickend oder Hungers sterben. Ihre zerfallenden Weichteile werden dann von der Blasenwandung aufgezehrt. Und guten Appetit hat diese fleischfressende Pflanze, denn in einer einzigen Blase fand man schon zwanzig Beutetiere und in einer Ranke mit nur neunzig solcher



Wasserschlauch

Fallen nicht weniger als 270, die sich in anderthalb Tagen darin gefangen hatten! Ebenso sinnreich eingerichtet, doch nicht so grausam, ist der **Aronstab**, dessen tütenförmiges Blütenhüllblatt, aus dem ein langer Kolben ragt, den Blick des Wanderers auf sich lenkt. Vom Nasengeruch der merkwürdigen Pflanze angelockt, lassen sich viele leichtbeschwingte Gäste auf dem wie faules Fleisch gesärbten Kolben nieder und kriechen abwärts in den Blütenkessel, in dem es molliger ist, als in der kühlen Frühlingsluft. Die wie in einer Fischreuse nach unten gerichteten Borsten lassen sie wohl hinein, versperren aber den aufwärts



Aronstab

der kühlen Frühlingsluft. Die wie in einer Fischreuse nach unten gerichteten Borsten lassen sie wohl hinein, versperren aber den aufwärts

flie
bru
und
Kol

die
geb
nach
had
lod
bal
schl
ber
dur
Wo
Zu
Su
sta
Bil
Wi
feh
es
lod
in
felt
wä
etu
spä
ein
Fri
leg
Ja
Na
sch
aus
Sch
sich
me
gen
An
Pil
und
Ma

fliegenden Insekten den Ausgang. Sie toben drum wie unsinnig in ihrem dunklen Gefängnis und stoßen dabei an die Blüten, die unten am Kolben sitzen. Das aber will ja gerade Mutter



Gitterpilz

Natur, denn diese zap- pelnde Gesellschaft be- fruchtet mit dem Pollen- staube, der vom Besuche einer anderen Kronen- blüte noch an ihrem Körper haftet, die weib- lichen Blüten, die bald darauf vertrocknen und süßen Nektar absondern, an dem sich die Ge- fangenen laben. Nun öffnen sich die Staub- gefäße der männlichen Blüten und pudern all

die Mädchen gründlich ein. Ist das geschehen, so geben auch die Gitterstäbe des fideleu Kerkers nach, denn die den Ausgang sperrenden Keusen- haare vertrocknen und die enge Blütenstheide lockert sich, um ihre Häftlinge zu entlassen, die bald danach in eine andere solche Müdensalle schlüpfen und so aufs neue die Blütenbestäubung vermitteln. — Der bunte Blumenfloh, der uns durch seine Farbenpracht entzückt und durch den Wohlgeruch erfreut, ist ja nicht um des Menschen willen da. Er hat vielmehr den nüchternen Zweck, Insekten anzulocken, damit sie auf der Suche nach dem süßen Nektar sich mit Blüten- staub beladen und ihn auf andere, gleichartige Blumen übertragen, so daß sie Frucht und Samen bilden. Man hat darum auch die Blüten mit Wirtshauschildern schon verglichen, die zur Ein- lehr laden.

Selbst unter den blütenlosen Pflanzen gibt es einige, die alles anbieten, um Gäste anzu- locken und sich dienstbar zu machen. Ein Meister in der Kundenwerbung ist der Gitterpilz, ein seltener Bewohner unserer süddeutschen Laub- wälder. In seiner Jugend gleicht er einer weißen, etwa handbreiten Kugel, deren lederartige Hülle später sternförmig aufreißt und ein zierliches Gitterwerk, den Fruchtkörper des Pilzes, frei- legt. Seine auffallende rote Farbe und der weithin dringende Nasgeruch zieht Waldinsekten scharenweise an, die sich an dem aus seinen Maschen dringenden Schleim eine Güte tun und sich dabei mit den darinschwim- menden Keimförmchen, den so- genannten Sporen, besudeln. Am nächsten Morgen ist von der sonderbaren Pilzblume nur noch ein Schmutzhäufchen übrig, und ihre Gäste, die Nasfliegen, haben sich im Moder des Waldbodens verkrochen, wobei sie



Stintmorchel
Gichtmorchel

die an ihrem Körper haftenden Sporen bald hier bald dort abstreifen, die zu neuen Pilzen werden. Der Gitterpilz gilt als sehr giftig und wird namentlich in Frankreich abergläubisch ge- mieden, weil das Volk glaubt, daß schon seine Berührung Krebsleiden verursache.

Viel häufiger ist bei uns die Stintmorchel oder das Hezenei, denn der noch von der Hülle eingeschlossene Pilz gleicht einem Hühnerrei. Darin entwickelt sich der Stiel mit seinem glocken- förmigen, oben durchbohrten Hut, den zur Zeit der Reife ein lichtgrüner, leichenartig stinkender Schleim überzieht, an dem Nasfliegen und Schnecken gern lecken und so die Sporen und damit den Pilz verbreiten. Die Stintmorchel findet sich in unseren lichten Wäldern, wo sie besonders nach Regengüssen auftritt, kommt aber auch in Obstgärten und selbst auf Friedhöfen des öfteren vor, wo sie die Fabel von den aus dem Grab wachsenden Leichensingern verursachte. Sie wird übrigens auch Gichtmorchel ge- nannt, weil sie früher als Mittel gegen Gicht und Rheumatismus viel verwendet wurde. Sie ist nicht schädlich, aber ungenießbar.

Der Hallimasch dagegen ist ein brauchbarer Speisepilz, sonst aber ein rechter Schädling. Auf unserem Bilde sehen wir ihn dicht gedrängt rings um den Obstbaum brechen, in dessen Wur- zeln er schon längst mit seinen braunen Strängen drang und unter der Rinde am Stamm empor- wucherte. Auch auf das Wurzelwerk der Nachbar- bäume greift er über, wenn man dem nicht durch Joliergräben und gründliches Ausroden der befallenen Stämme be- gegnet. Im Walde schadet er den jungen Nadelhöl- zern, an denen dieser Baumtöter eine als Erdkrebs oder Harzsticken bezeichnete Krankheit hervorruft, wobei die Rinde der Wurzeln aufreißt und Harz heraus- tritt, das die Erde fest um die Wurzeln kittet. Auf morschen Baumstümpfen stellt er sich ebenso häufig ein, die er mit seinen an der Spitze leuch- tenden Fäden förmlich durchspinnet. Ein wunder- voller Anblick, wenn solch ein alter Strunk unter dem Tritt unseres Fußes zerstiebt und der nächtliche Waldboden nun mit unzähligen größeren und kleineren Lichtfünklchen übersät erscheint!

Viel unheimlicher ist ein anderer Pilz, weil wir meist erst erkennen, welch schlimmer Gast sich bei uns eingenistet hat, wenn es zu spät ist und bereits schmutzig weiße oder braune Fladen und wattige



Oden: Hallimasch
Unten: Hauschwamm

Flocken aus den Dielen brechen. Und doch hätten uns schon die anfangs trockenen, dann aber feuchten, übelriechenden Zimmerwände sagen können, was hier vorgeht. Es liegt ja in der Art des gefährlichsten Hauschwammes, daß er von feuchten Stellen aus durch Gebälk und Mörtelagen weiter wuchert und in seinen Fasersträngen ständig Wasser nach noch trockenen Plätzen leitet. Steigen wir vollends in den dämpfen, schlecht gelüfteten Keller hinab, so sehen wir im trüben Lampenschein zahllose Tropfen am Holzwerk funkeln, Tränen, die vom Schwamme stammen, denen sich die unseren beigefellen, denn dieser Teufel in Pilzgestalt machte schon manches Haus zur Ruine!

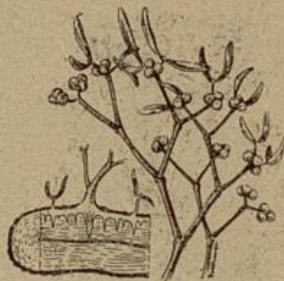
Ein schlimmer Sonderling ist ferner der Teufelszwirn mit seinen vielen Arten. Wie wenn der Satan seine Schlingen über den Klee, den Flach und andere Kulturpflanzen geworfen hätte, um sie zu erwürgen, so sehen die von dem gefährlichen Schmaroher befallenen Felder aus. Er hat schon längst es aufgegeben, sich ehrlich zu ernähren und selbst die Wurzeln eingebüßt, da sie zur Aufnahme von Wasser und der Bodensalze nicht mehr nötig sind. Sogar die Blätter wurden kümmerliche Schüppchen. So hängt denn dieser armselige Wicht mit seinen langen Ranken zwischen Himmel und Erde und sucht windend und rankend immer neue Opfer, um ihnen Saft und Kraft mit seinen Saugwarzen zu rauben. Der Nahrungsjorge überhoben, kann der horzügig ausgerüstete Schmaroher gleich büschelweise seine unscheinbaren weißen oder rosenroten Blüten bilden, die denn auch reichlich Frucht ansetzen. Die vom Wind aus den Kapseln geschüttelten Samen keimen im nächsten Frühjahr auf den Feldern, wenn deren Saat schon aufgegangen ist. Dann sprengt der eingekollte, fadenförmige Taugenichts die Samenschale und dringt mit seinem keulenartigen Ende in den Boden. Mit seiner freien Spitze aber tastet er im Kreis herum nach einem passenden Ernährer. Ist keiner da, so wandert er ein Stückchen weiter, indem er hinten abstirbt und sich vorn mit dem freigewordenen Nährstoff wieder aufbaut. Nützt alles nichts, sinkt er in sich zusammen und bleibt liegen, bis in den nächsten



Quendelseide

Wochen ein aufkeimender Sproß ihn streift. Dann springt der Scheintote behende auf und klammert sich an dieses Opfer, um nun auf dessen Kosten sorgenfrei zu leben. Im Maße, wie er ihn aus-

plündert, stirbt er selber hinten ab, um fortwuchernd die Acker zu verwüsten. Unser Bild zeigt die gefährliche Quendelseide, wie diese Art von Teufelszwirn genannt wird. Sie fällt



Mistel

alle Wiespflanzen an, besonders aber Wicken, Erbsen und Luzerne, wobei sie ringsförmig sich nach allen Seiten ausbreitet. Wie viele andere Parasiten ist der Teufelszwirn ein Feinschmecker und deshalb wählerisch. Seine gemeinste Art lebt in Hecken und Gebüsch auf Kesseln, Schlehens und Weiden, wirft aber lieber ihre über zwei Meter langen Schlingen auf Hopfen, Hauf, Kartoffeln oder Hülsenfrüchte. Noch anspruchsvoller ist die Kleeeseide, die vor etwa 70 Jahren bei uns ihren Einzug hielt. Wie schon der Name sagt, sucht sie besonders Kleeäcker heim und überspinnt mit ihren halbmeterlangen Fäden weithin sichtbare Flecke, die schließlich zusammenschließen und ein trauriges Bild der Verwüstung geben. Am Weinstock aber zeitigt sie die sogenannte bärtige Traube. Kurzum, der Teufelszwirn, der mit den Nutz- und Futterpflanzen über die ganze Welt verschleppt wurde, ist ein bösariger Feind des Landwirts.

Ein armer Schelm dagegen, der hart ums Dasein ringt und sich so ehrlich wie nur möglich durchs Leben zu schlagen sucht, ist die Mistel, deren immergrüne Büsche namentlich im Winter sich auf den kahlen Baumwipfeln bemerkbar machen, und deren weiße Beeren dann wie Perlen aus dem goldiggrünen Blattwerk leuchten. Zerdrückt man eine, so bleibt ihr gummiartiger Schleim an den Fingern kleben. Er leimt denn auch die kleinen, bitteren Kerne an den Schnabel der Amseln, Drosseln, Holztauben und anderer Vögel, die sie an irgend einem Zweige wieder abstreifen. Auch mit dem zähflüssigen Kote dieser Vögel fallen die unverdauten hartschaligen Samen häufig auf die Nester und fangen an zu keimen, wobei die Wurzeln durch die Rinde dringen und mit ihren Sekttern dem Holz vor allem Wasser entziehen. Die Mistel wächst sehr langsam, aber viele Jahre fort, so daß sie schließlich Büsche von vier Meter Umfang bildet, die bald nach oben, bald nach unten aus den Nesten sprossen. Vor allem muß sie sich auf ihrem luftigen Sitze fest verankern, um allen Stürmen Trotz zu bieten. Spaltet man solch alten Mistelstamm und weiter auch den Ast, auf dem er sitzt, so sieht man links und rechts davon die Saugwurzeln wie Zähne eines Kammes, umwallt vom später nachgewachsenen Holz. Andere Wurzeln wieder ziehen

län
aus
wei
feit

gri
sto
zul
zu
an
im
Bi
ste
M
Si
je
We
Ta
in

Be
M
Be
jer
od
Z
wi
Pi
un
Bl
un
rei
ve
ge
W
ein
G
sto
be

längs der Rinde hin und tragen Brutknospen, aus denen neue Misteln sprossen, besonders dann, wenn nur der Büschel, nicht der ganze Ast befeuchtet wurde. Ein seltsamer Schmarozer, diese



Verbänderung der Kiefer, des Wiesenschaumkrauts und Spargels

Mistel, der unsere Bäume — und sie befüllt rund fünfzig deutsche Arten, vor allem solche mit weicher saftiger Rinde, wie Pappel, Apfelbaum und Tanne — verhältnismäßig wenig schädigt, wenn sie nicht gleich in Menge darauf wuchert. So gar im Winter, wenn andere Pflanzen ruhen, benutzt die Mistel jeden Licht- und Wärmestrahel, um den mit ihren Blättern und den grünen Gabelzweigen aufgenommenen Kohlenstoff der Luft in Stärkemehl und Zucker umzuwandeln, kurz, sich so gut als möglich selber zu ernähren. Ihr lederartiges Laub, das arm an Wasser, aber reich an Stickstoff ist, liefert im Frühjahr ein gutes Futter, nach dem es Ziegen und Kühe gelüftet, deren Milchtrug es steigern soll. Die eigenartige Lebensweise der Mistel und ihr seltsamer Standort zwischen Himmel und Erde war wohl der Grund, daß sie als eine geheimnisvolle Pflanze von unseren Vorfahren verehrt wurde, und selbst in unseren Tagen noch ist sie zur Weihnachtszeit, besonders in England, ein gern gesehener Festschmuck.

Bedingte Sparamkeit der Mistel Form und Bau, so hat zu üppige Lebensweise, wie beim Menschen, auch in der Pflanzenwelt mancherlei Verunstaltungen zur Folge. Dahin gehört z. B. jene eigenartige Verbänderung der Kiefer oder die unseres Felsenpfeffers, bei der die Zweige sich verflachen. In anderen Fällen wieder wird die ganze Pflanze bandförmig, und Blätter und Blüten verkümmern, wobei die letzteren ungewöhnlich zahlreich sich regellos verteilen oder dicht gedrängt sich häufen. Wer würde wohl in einem so veränderten Gewächs, wie unser Bild es zeigt, das bescheidene Wiesenschaumkraut gleich erkennen? Zu starke Düngung begünstigt solchen Mißwuchs, besonders wenn noch Seitenzweige der Senje



Verbänderung des Felsenpfeffers

oder dem Tierfraß zum Opfer fallen, so daß der ganze Saftstrom dem Haupttriebe zugute kommt. Verbänderung ist deshalb bei Kulturgewächsen, etwa dem Spargel, nicht gerade selten und mit-

unter durch Samen erblich, wie das Beispiel einer hübschen Gartenpflanze, des Hahnenkammes, zeigt, die ihrer scheitelständigen Blüten wegen, die einem Hahnenkamme



Diptam

ähneln, diesen Namen erhielt. Oft wachsen solche Pflanzen auch noch ungleichmäßig und krümmen sich wie eine Sichel oder ein Bischofsstab, wenn sich nicht gar der flache Stamm durch allzu starken Saftdruck in Einzelbüdel spaltet, die schneckenförmig einrollen.

Auf andere Art und Weise macht sich der Diptam interessant, dessen fast meterhohe Stauden sich hier und da auf Kalkgestein in sonnigen Laubwäldern finden. Die Pflanze verbreitet einen zitronenartigen Geruch, denn ihr ganzer Stengel ist mit kräftig riechenden Härchen besetzt, und zahlreiche Delbrüsen sind namentlich am Blütenstande und den Früchten. Die Absonderung des leichtflüchtigen Deles ist so stark, daß diese Teile sich klebrig anfühlen und an heißen Sommerabenden ein förmlicher Dunstkreis die ganze Pflanze einhüllt, der sich leicht entzünden läßt, wobei der aufblühenden Flamme dicke Rauchwolken folgen. Ein brennender Busch, den das Feuer nicht verzehrt! Durch ihre starke Ausdünstung bleibt diese schöne Staude, die sich als Zierpflanze häufig in den Gärten findet, vor Schneckenfraß und Weidevieh bewahrt.



Nidendes Leimkraut

Sehr originell ist ferner, wie sich das Nidende Leimkraut, eine Pflanze sonniger Hänge und Waldränder, ungeliebte Gäste fernhält. Es öffnet nämlich seine weißen und daher in der Dunkelheit noch sichtbaren Blüten erst gegen Abend, da sie nur von Nachtschmetterlingen bestäubt werden. Mit Tagesanbruch aber stellen sie ihr Duften ein, die Blumenblätter schrumpfen, rollen sich zusammen und kehren ihre grünliche Rückseite nach außen. Die Blüten sind scheinbar verwelkt, so daß sie kein Insekt besucht. Am nächsten Abend stehen sie jedoch in alter Frische wieder da und duften wie

Syazinthen, um aufs neue Nachtfalter anzulocken. Die Pflanze verstellt sich also am Tage und wendet dazu noch ein derberes Mittel an, um unnütze Mäuser, die es auf ihren Honig abgesehen haben, abzuwehren. Vom ersten Blütenzweige an ist der Stengel des „Leimkrautes“ mit einer klebrigen Masse überzogen, so daß Ameisen und andere emporkriechende Insekten kleben bleiben, wenn sie nicht rechtzeitig umkehren. Ist die Blütezeit vorbei, so verschwindet dieser Leim, der sich am stärksten an den Stengeln der purpurroten Pechnelke zeigt, so daß selbst größere Insekten von dieser Leimrute nicht mehr loskommen.



Stachelhäutich
Kompaßpflanze

Ein Bild des Eigensinnes ist die Bohne, deren Stengel stets nach links sich windet, während der Hopfen ein ebenso beharrlicher Rechtswinder ist. Noch merkwürdiger ist der Stachelhäutich, der am feuchten, schattigen Standort seine Blätter wie jede andere Pflanze ausbreitet, auf steinigem, sonnendurchglühtem Boden aber senkrecht emporstreckt und so dreht, daß ihre Ranten nach Nord und Süden zeigen. Auf diese Weise werden die Blattflächen dieser „Kompaßpflanze“ nur morgens und abends, wenn es noch ziemlich kühl ist, senkrecht vom Sonnenstrahl getroffen, zur heißen Mittagszeit dagegen bieten sie nur ihre Schmalseiten dem grellen Lichte dar, so daß sie wenig Wasser nur verdunsten und die Pflanze selbst auf dürrer, heißem Boden nicht vertrocknet.

Dem Lande wie dem Wasserleben trefflich angepaßt sind die sogenannten amphibischen Pflanzen. Dazu gehört das hübsche Pfeilkraut, das seine langgestielten, pfeilförmigen Blätter über den Wasserpiegel erhebt. Werden sie aber überflutet, so wandeln sich die Blätter zu langen, schmalen Riemen um, damit sie von der Strömung nicht zerrissen werden. — Beim Froschkraut sind Luft- und Wasserblätter gleichzeitig vorhanden, und zwar sind die letzteren haarförmige Büschel, die ihre Nährsalze direkt aus dem Wasser aufnehmen, so daß die Wurzeln mehr zum Verankern der Pflanze dienen. Die



Pfeilkraut

Luftblätter dagegen sind breite, lappenförmige Fächer, damit sie um so leichter auf dem Wasser schwimmen. Trocknet der Tümpel aus, so sterben zunächst beide Blattformen ab, der Stengel aber wird kurz und kräftig und bildet neue, dickere und steifere Blätter, so daß die Pflanze nun auch auf dem Land gedeiht. Der erste Frost aber vernichtet sie, während die Wasserform den Winter überdauert.

Ein ganz besonderer Eigenbrödlar ist die Herbstzeitlose, die im Herbst, wenn andere Blumen längst verblüht sind, zu Tausenden die Fluren schmückt. Sie heißt „zeitlos“, weil sie sich losgesagt von dem Entwicklungsgang der anderen Pflanzen, die im Frühjahr oder Sommer blühen und im Herbst Frucht und Samen bringen. Hier aber ist es umgekehrt. Es ist, als habe sie die schönste Jahreszeit verträumt, denn blatt- und stengellos steht ihre krokusförmige Blüte im rauhen Herbstwind da. Im Frühjahr erst erscheint die Samenkapsel, das Kuckucksei des Volkes, mit ihren grünen Blättern. Die herausfallenden Samen kleben sich an unsere Stiefel oder an die Hufe der Tiere und werden so, besonders durch Hehe, zum Leidwesen des Landwirts weithin verbreitet. Wenn auch das Vieh diese Giftkisse meidet, so kommt sie doch ins Heu und kann, wenn es gehäckselt wird, dennoch gefährlich werden. Deshalb sticht man mit einem scharfen Eisenstabe dicht neben der Blüte in den Boden, um die Knolle zu zerstören, oder entfernt im Frühjahr die Blätter, so daß die Pflanze keine Baustoffe mehr bilden kann.

Wiesen mit vielen Herbstzeitlosen aber werden umgepflügt, doch muß man Schweine fernhalten, weil sie die giftigen Knollen fressen und daran verenden. Die süßlich schmeckenden braunen Samen vollends sind so giftig, daß schon fünf Gramme davon genügen, um einen Menschen, oft schon nach vier- und zwanzig Stunden, spätestens aber nach drei Tagen, zu töten, wenn nicht bald ein Arzt zu Hilfe kommt. Empfindlichen Personen erblaffen so-



Froschkraut



Herbstzeitlose

gar die Finger, wenn sie längere Zeit einen Strauß der rötlichvioletten Blumen tragen, und da das Gift auch durch Hautrisse wirkt, ist es gefährlich, Herbstzeitlosen zwischen die Lippen zu nehmen.

Sogar dem Eis und Schnee trotz eine hübsche, aber giftige Pflanze, die in den Gärten viel ge-



Christrose

zogen wird, weil ihre prächtigen weißen Blüten oft schon zur Weihnachtzeit erscheinen. Es ist die Christrose oder schwarze Nieswurz, deren fingerlange schwarze Wurzel pulverisiert zum Niesen reizt und deshalb den Hauptbestandteil des Schneeberger Schnupftabaks bildet. Die Wur-

zel schmeckt anfangs süßlich, dann aber scharf und bitter und verursacht Leibschmerz und Krämpfe, die mitunter tödlich enden, wie schon der wissenschaftliche Name „Kelleborus“ andeutet, der verdeutschte „tödliche Speise“ lautet.

Das allermertwürdigste pflanzliche Gebilde, das in schroffem Gegensatz zu allen anderen steht, ist die Lohblüte, der bekannteste Schleimpilz, der freilich mit den echten Pilzen nichts zu tun hat. Die Lohblüte nährt sich von verwesenden Stoffen der Gerberlohe, die sie nebartig durchsetzt. Bei feuchter Bitterung erscheint das merkwürdige Ding, das wie verschüttetes Eidotter aussieht, in Menge auf der Oberfläche. Die Lohe blüht, sagt

dann der Gerber. Verblüffend aber ist es, daß diese Schleimmassen sich langsam kriechend fortbewegen, indem sie einzelne Körperteile fußartig ausstülpen und andere wieder einziehen, so daß die gallertige Masse sich ständig verändert. Bald ist sie eckig, dann wieder sternförmig, jetzt wird sie länglich, um sich allmählich wieder zu runden. Wie eine Nachtschnecke gleitet die Lohblüte dahin und hinterläßt wie diese eine schleimige Spur. Treffen sich die absonderlichen Gebilde auf ihrer Wanderung, so fließen sie zusammen und bilden hand- bis tellergroße Klumpen, die einheitlich sich fortbewegen. Doch nicht genug damit, bald kriechen sie an Stengeln oder Bäumen hoch und sitzen wohl gar auf der Mauer, bald ziehen sie wieder abwärts, vom Lichte weg, um sich an dunklen Plätzen zu verbergen, oder sie schleichen am Erdboden hin, wobei sie Stoffe, die ihnen Schaden könnten, z. B. Kochsalz, meiden und sich in Bänder oder Stränge auflösen, um Hindernisse zu umgehen, worauf sie sich aufs neue wieder vereinen. Auch kleine Nahrungsbröckchen umwallen sie und schleppen sie mit sich fort, um sie zu verzehren. Kurz, ihr Verhalten erinnert mehr an niedere Tiere, als an Pflanzen. Man hat sie darum auch Pilztiere genannt, denn sie stehen an der Grenze des Tier- und Pflanzenreiches.

In bunter Reihe zog eine kleine Auswahl von Sonderlingen unserer Pflanzenwelt an uns vorüber und zeigte uns, daß Wunder der Schöpfung überall sich finden, wenn man nur offene Augen dafür hat.

Die Verlobung des Fridolin Guldenbein.

Von Ernst Eimer.

In dem Gebirgsdorf Gölzenrod lebte der Bauer Adam Hefenlös. Der hatte ein schönes Anwesen, viele Aecker und Wiesen, und im Stalle eine Anzahl Kühe und einen Gaul. Dann waren noch Schafe, Schweine, Hühner und Gänse da — alles Viehzeug vorzüglich gehalten und ernährt. Und Weizen, Korn und Hafer zog der Hefenlös auf seinem Acker, das war schon all der Staat.

An einem Sommersonntag nachmittag saß Adam in der Stube und paffte behaglich an seiner Pfeife. „Jule“, sagte er da zu seiner Frau, „nun hat der Zsig fünfhundertsechzig Mark für unsere Kälberkuh geboten, und auf der Teufelshecke wächst der zweite Klee besser wie der erste. O und Kramenot noch einmal, unsere Gerste im Gulenloch hat eine Aehre — so lang wie ein Eselsohr.“

„Nun ja“, schmunzelte da die Jule, „das geht ja alles wie am Schnürchen, und wir können zufrieden sein.“

„Ja, Schnürchen“, brummelte da der Bauer. „daran geht's noch lange nicht. Wir murksen jahrein und jahraus und rackern uns ab und für wen tun wir's denn — he? — für wen?“ —

„Ei, für unsere Tochter tun wir's doch, für unser Gretchen!“

„Ach ja“, seufzte der Adam, „für unser Gretchen. Das Mädchen wird übermorgen zweiunddreißig Jahr alt und steht allein in der Welt.“

„Ach, babbel doch kein dummes Zeug“, rief die Jule, „wir sind doch auch noch da.“

„Ja, Frau, da sind wir noch, warten aber schon eine Ewigkeit auf unseren Schwiegerjohn.“

„Ei du, hättest du unserem Gretchen den Wirsching-Hans gelassen, als sie neunzehn war, da könnte hier schon längst ein Hoserbe herumlaufen und mit dir auch schon auf die Aecker fahren.“

„Jule“, schalt der Adam, „bleib mir vom Halse mit diesem Wirschingkopf, der wäre im Stehkragen herumspaziert, und wir hätten die

Arbeit geschafft. Aber da war der Schorsch vom Giller-Hof, den hättest du nicht vertreiben sollen, der wäre ein rechter Schaffer gewesen.“

„Halt's Maul mit deinem Giller“, rief die Zule, „dieser Grobian hätte sich vor dem Teufel nicht gefürchtet, und erst recht nicht vor einer Schwiegermutter. — Ei, du liebes Vaterland, bei diesem Menschen hätten wir die Hölle schon auf Erden gehabt. Was war doch dagegen der Möhren-Peter für ein guter Kerl! Aber der arme Wurm war dir nicht reich genug. — Du liebes Schicksal, wie nahe ist das damals doch unserm Gretchen gegangen, das arme Kind wog nur noch achtundneunzig Pfund!“

„Unser Gretchen mag wiegen, was sie will“, brummelte der Adam, „aber der Peter hatte nicht einmal tausend Quadratmeter Land, und da konnte er doch nicht mein Nachfolger werden. Da wäre mir Hansels Dicker aus Krückenloch doch neunmal lieber gewesen, aber den mochtest du wieder nicht, weil er zu kurze Beine hatte.“

„Erfmal Schwerenot noch einmal“, schrie nun die Zule, „du Krächzer, der du bist, was scheren mich dem Dicken seine Beine. Kraut und Rüben wirsft du durcheinander, denn der Hansel hatte auch kein Kriebelchen Land als Eigentum, aber du — du, du hast den Jockel vertrieben und Bilse-Kaspars Karl — und hast den langen Philipp vertrieben und den Sander aus dem Schipfelweg, und hast —“

„Pozbatavia, liebe Zule“, rief da der Adam, „nun vertreibst du mich auch!“ —

Und so schnell er nur konnte, hoppelte der Bauer zur Stube hinaus.

Als Hefenklöfens an diesem Tage beim Abendessen saßen, war auch die Unterhaltung über Gretchens Freier wieder in Fluß. Aber die Meinungen der Beiden flogen diesmal ruhig und sachlich zwischen den Tellern und Bratkartoffeln hin und her.

„Unser Gretchen“, sagte der Adam, „ist heute auf der Kirmes in Wakenborn, und ich bin begierig, was sie dort für Eroberungen macht.“

„Wenn sie noch einmal achtzehn wäre“, meinte die Zule, „wäre ich auch begierig — aber jo—o—o.“

„Achtzehn oder zweiunddreißig“, tröstete der Adam, „ich gebe die Hoffnung noch nicht auf. Aber welchen Schwiegerjohn unser Kind nun auch bringen mag, ich sage zu allem Ja und Amen. Liebe Zule, das gelobe ich dir hier vor diesen Bratkartoffeln.“

„Ja“, sagte die Zule, „so mache ich's auch, und wenn's nur ein gutes Ende nimmt. Wie ich zweiunddreißig zählte, war unser Gretchen schon neun.“ —

Am nächsten Tage machte Gretchen Hefenklös ein faures Gesicht.

„Ei, ei“, scherzte des Mädchens Vater, „hat denn gestern in Wakenborn keine Sonne geschienen?“

„Nein“, sagte Gretchen verdrießlich, „ich habe keine gesehen.“

„D, du Großerche“, jammerte da die Zule, „ei Kind, hast du denn nicht getanzt?“

„Doch, Mutter, doch, das habe ich“, hastete die Tochter heraus, „mit meiner Base aus der Hugel-Mühle bin ich zweimal durch den Saal gewalzt, und das war die ganze Tanzerei.“

„Ach, du guter Strohsack“, sagte enttäuscht der Adam, „du bist nur mit Weibsmenschen herumgehüpft — warum denn das?“

„Ei, weil keine Mannsleut zu mir gekommen sind“, plapperte die Tochter weinend heraus,

„— früher — ja früher, da hätte ich die Auswahl unter einem ganzen Duzend gehabt, aber da war euch keiner gut genug. Und das wissen sie nun alle in der ganzen Gegend, und ich selber werde jetzt für eine Hochnase gehalten und muß allein in der Ecke stehen. Aber in meinem ganzen Leben gehe ich auf keine Kirmes mehr. Und überhaupt, wenn man Zweiunddreißig ist, da hat ja alles ein End'.“

Und laut heulend lief nun das Gretchen zur Türe hinaus.

„Großer Kleieffsel noch einmal“, brummelte der Adam, „nun sage ich aber kein Tönchen mehr.“

„Das ist auch gar nicht nötig, du alter Dickkopf“, maulte da gar giftig die Zule, „und du mit deinen aufgeblasenen Nerven bist schuld am ganzen Kram.“

„Hoppla, Oha!“ schrie da der Adam und schlug mit der Faust auf den Tisch. Aber mehr konnte er nicht sagen, denn zur Stubentüre herein kam der Bürgermeister Hennerch Rudelgack und machte ein lachendes Gesicht.

„Ein Glück, daß ich euch treffe“, rief der Dorfkönig, „ich habe eine gute Neuigkeit.“

„Was gut ist, kann man immer gebrauchen“, meinte Hefenklös und bot dem Hennerch einen Stuhl.

„Also, ich drücke gleich auf den Kloben“, begann Rudelgack, „es handelt sich um euer Gretchen.“

„Zule“, sagte der Adam, „hol unsere Gret herein.“

„Tut sachte, tut sachte“, fuhr der Bürgermeister fort, „ich will erst eure Meinung hören. Da habe ich also in Boffelstruth einen lieben Freund mit Namen Gulbenbein. Und dessen Zunge, Fridolin, ist achtunddreißig Jahre alt und sucht eine Frau und — hätte Spaß an euerem Gretchen.“

„Hat er Vermögen?“ fragte Hefenklös.

„Nicht zu knapp, mein Lieber — es trägt ihm neunzehn Morgen Land, Kühe, Schafe und ein Roß, und einen schweren Wagen Geld.“

„Suhn, ich habe nichts dagegen“, schmunzelte Adam und auch die Zule.

„Fridolin“, erzählte Rudelgack weiter, „ist ein lieber, fleißiger Kerl, und wo man ihn anguckt,

ist
gri
zu
da
zur
eine
Er
der
Boj
tag
Gre
nich
den
ich
nich
hat
mo
die
ans
nen
den
die
Sch
Wo
Zig
tijä
gen
tra
Un
wol
mit
den
sie
Wo
me
Lin
zelt
Sch
ein
tra

ist, der gesund. Und da sollte eure Tochter zugreifen, so schnell sie kann."

"Gretchen!" schriek nun Adam und Jule zu gleicher Zeit.

"Kreuzkränk", scherzte der Bürgermeister, "das klappt ja bei euch wie auf dem Kasernenhof."

Aber da steckt auch schon die Grete den Kopf zur Türe herein.

"Kind", stotterten Adam und Jule wie in einem Atemzug, "nun kommt doch noch einer. Er heißt Fridolin und hat nicht wenig."

"Guldenbein heißt er auch noch", rief lachend der Bürgermeister, "und stammen tut er aus Boffelstruth, und am nächsten Sonntag vormittag bring ich ihn her."

"Wenn einer kommen will, mager's tun", meinte Gretchen, "aber Hoffnung mach ich mir keine."

"Mädchen", sagte Rudelgack, "du glaubst nichts mehr, doch diesmal wird's schon klappen."

Am Samstag abend schon kam Fridolin Guldenbein zum Bürgermeister Rudelgack.

"Mein Vater", erzählte der Bauernsohn, "schickt mich heute schon, damit ich morgen nicht übermüdet bin."

"Dein Vater kennt seine Pappenheimer, und hat recht", rief lachend Hennerch Rudelgack, "und morgen bist du frisch und munter und nimmst die Festung im Sturm. Jetzt gehen wir gleich ans Abendessen und trinken nachher im »Braunen Bären« noch einen Schoppen."

"Ja", sagte Fridolin, "das bin ich zufrieden, denn Bier schmeckt gar zu gut."

Als der Bürgermeister mit seinem Gast im »Bären« saß, stapfte ein Handwerksbursche in die Stube und ließ sich am Nebentisch nieder. Schlank und schön gewachsen war der junge Mann, dunkeläugig und schwarzgelockt wie ein Zigeuner.

"Herr Gasthalter", rief er jetzt zum Schanktisch hin, "ich bin heute über Berg und Tal gewalzt, und da könnte ich drei Spiegeleier vertragen und auch noch einen roten Rummel. Und übernachten kann ich doch auch?"

"Gewiß", sagte der Bärenwirt, "so oft Sie wollen, und Eier haben wir die Masse."

"Bürgermeister", fragte nun der Freierrmann mit seiner öligen, langsamen Stimme, "wo wohnt denn eigentlich Gretchen Hefenklös? Ich kenne sie doch noch nicht."

"Ei, im letzten Haus an der Straße, die zum Walde führt. Unter dem Fenster liegt ein Blumenkärtchen und im Hof steht ein prächtiger Lindenbaum."

"Hat sie auch viel Kühe?"

"Mein lieber Fridolin Guldenbein", schmunzelte Rudelgack und klopfte seinem Gast auf die Schulter, "sie hat nicht nur Kühe, sondern auch einen Gaul."

"Wir auch daheim", kicherte Fridolin, und trank dann seinen Schoppen in einem Zug.

Der fremde Spiegeleieresser hielt nun ein mit Klauen und spitze die Ohren wie eine Maus.

Teufel auch, dachte er, der Alte nannte jetzt meinen Namen von vorn bis hinten hin — Fridolin Guldenbein. Aber mich meinte er doch



"Hat er Vermögen?" fragte Hefenklös. "Nicht zu knapp, mein Lieber."

nicht, — er meint den anderen, der am Schoppen säuft wie eine Brummelkuh.

"Fridolin", sagte nun der Bürgermeister wieder, "eine Ewigkeit wollen wir hier nicht mehr sitzen bleiben, — wir kriechen jetzt bald ins Stroh, und morgen vormittag um elf gehen wir zum Gretchen Hefenklös, dann will ich einmal sehen, wie der Fridolin freien kann."

"Weiß die Grete schon, daß ich komme", fragte Guldenbein, "und will sie mich auch?"

"Sie erwartet dich, und wollen wird sie auch", rief lachend der Bürgermeister und stapfte mit seinem Gast davon. —

Der fremde Guldenbein aß seine Spiegeleier fertig und bestellte sich noch einen Rummel, dann guckte er schelmisch vor sich hin, pffiff leise eine Polka durch die Zähne und ließ sich seine Nachbarsleute noch einmal durch den Schädel gehen.

Hia, dachte der Fremde, morgen um elf will mein Namensvetter das Gretchen freien, aber das tue ich schon um neun, denn er ist ich, und ich bin er, und die Hauptsache ist, daß es ein Guldenbein ist.

Der Handwerksbursche guckte nun eine Zeitlang an die Zimmerdecke, holte dann aus der Rocktasche ein abgegriffenes Büchlein und schrieb hinein:

Dort, wo die Linde steht,
Es um mein Schicksal geht,
Denn hinter dem Beetähen
Wartet mein Gretchen.

Dann bezahlte er seinen Abendschmaus in lauter roten Pfennigen.

„Poßtausend“, rief der Wirt, „man meint ja, Sie wären fechten gewesen.“

„Das ist noch lange nicht das schlechteste Geschäft“, meinte lachend der Fridolin, und stapfte seinem Nachtlager zu. Oben in seinem Stübchen musterte Guldenbein noch einmal wohlgefällig sein hübsches Gewand. Das hatte ihm am gleichen Tage eine mitleidige Familie geschenkt, denn um das alte waren ringsum die Feschen gebaumelt. Die Stiefel waren wohl auch schon verschabt, aber dafür hatte er doch ein hübsches Gesicht, und das wog die blödesten Schuhsohlen auf. Und rote Pfennige hatte er noch einen ganzen Beutel voll, denn die letzten Tage waren für ihn auf der Walze ergiebig gewesen. —

In der Nacht hatte Fridolin einen wunderbaren Traum. Mit seinem Namensvetter marschierte er zu Gretchen Hefenklöß.

„Liebes Gretchen“, fragten beide zu gleicher Zeit, „welchen willst du denn nun haben?“

„Ja“, sagte das Mädchen, „das kann ich so schnell nicht sagen, es ist am besten, ihr kämpfet um mich! Tut euch aber nicht weh!“

„Nein, das machen wir ganz sanft“, sagte der Handwerksbursch, packte seinen Gegner und warf ihn unter sich wie einen Gummiball. —

Nun wurde aber der Fridolin wach und tat einen lauten Krach, denn er war mitsamt der Federdecke auf den Fußboden geplumpft.

„Ei du Kieweiß“, rief die Wirtin vor der Thür, „was ist denn da passiert?“

„Nicht viel“, gab Guldenbein Bescheid, „ich bin nur ein bißchen aus dem Bett gefallen.“

Schade, daß es nur ein Traum gewesen ist, schmunzelte nun der Fridolin, sonst wäre das Gretchen jetzt schon mein.

Die Kirchenuhr schlug nun die achte Stunde. Da schlüpfte der Freierrsmann schnell in seine Habseligkeiten, ließ sich dann in der Gaststube das Frühstück geben und handelte auch dem Wärendwirt noch einen neuen Krug ab.

„Ich habe einen nötigen Gang zu tun“, verriet er noch beim Abschied, „und dazu braucht man einen weißen Hals.“

Unterwegs bettelte Guldenbein einer alten Frau, die in ihrem Garten stand, eine rote Rose ab und schlenkerte dann beschaulich die Waldstraße entlang, die zum Lindenbaum und zum Gretchen Hefenklöß führte. Das Mädchen stand schon auf dem Hofe und hörte den Meisen und Finken zu.

„Guten Morgen, Fräulein Gretchen“, rief Fridolin, „und wir haben einen schönen Tag.“

„Guten Morgen, ja, und — und sind Sie Herr Guldenbein?“

„Aber ganz gewiß, und der Fridolin dazu.“

„Ei, mein Vater ist in der Kirche und meine Mutter auch, aber wenn Sie sich ein bißchen setzen wollen, dann kommen Sie doch herein in die Stube.“

„Ich bin schon da“, schmunzelte der Fridolin, „und dem Gretchen bringe ich hier eine Rose. Und warum ich komme, das wissen Sie, nein, das weißt du ja schon.“

„O ja, wenn's dich nur nicht reut“, plapperte das Gretchen, und machte große runde Augen, und die rote Rose streichelte sie unter der Nase hin und her.“

„Nie und nimmermehr wird mich das gereuen“, rief der Fridolin, „in hundert Jahren und auch später nicht.“

Da saßen nun die beiden in der gemütlichen Stube, und Guldenbein versicherte immer wieder, es gefiele ihm hier alles so gut, und es sei ihm gerade, als wenn er schon längst daher gehöre. Gretchen aber war ganz beglückt über die seine, fröhliche Art des lieben Burschen.

Der holte nun eine Maulorgel aus der Tasche und spielte eine schöne, sinnige Weise.

„D“, staunte das Gretchen, „auch das kannst du noch! Wie heißt denn das Lied?“

„Unter den Linden
Werden wir uns finden“,

sagte der Fridolin feierlich, und deutete durchs Fenster nach dem großen Baum.

Und da lachten nun die Weiden darauf los wie zwei übermütige Kinder.

„Hoppla, ei, ei“, rief da der Adam Hefenklöß, und steckte den Kopf zur Türe herein. Er zog ihn aber gleich wieder zurück und tuschelte im Hausgang mit seiner Frau.

„Bist, Zule“, machte er, „Zule bist — t, da drinnen dürfen wir jetzt nicht stören.“

Aber da stand auch schon das Gretchen in der offenen Thür.

„Vater, Mutter“, rief sie lachend, „kommt schnell herein, Herr Guldenbein ist schon da.“

„Gut nur, Zule“, scherzte der Adam, „gut nur unser Mädchen an; so lustig habe ich das Kind ja in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen.“

Doch die neugierige Zule war schon in die Stube gehuschelt und drückte dem Guldenbein fest und herzlich die Hand. Und das tat dann der Adam auch.

„Fridolin“, rief der Bauer, „ich sage gleich »du« zu dir, weil das hier so Mode ist.“

„Gewiß“, schmunzelte Guldenbein, „gewiß, mein lieber Schwiegervater, ich will es ja gar nicht anders haben.“

„Oho, mein Zunge, machst du da Spaß oder Ernst? Und Gretchen, was sagst denn du dazu?“

„Ei, Vater“, jubelte das Mädchen, „was Fridolin meint, das meine ich auch.“

„Dunderlitzchen“, staunte der Adam, „das ist aber schnell gegangen. Aber unseren Segen sollt ihr haben — hundert- und tausendfach.“

„Guten Morgen, ihr Leut“, brummelte nun der Bürgermeister Rudelgack mit seiner basigen

Stimme zur Stube herein, „und ihr — seid ja recht vergnügt beieinander.“

„Kein Wunder“, rief der Adam, „denn einen Schwiegerjohn bekommt man nicht jeden Tag.“

„Ei ja, gewiß, freilich“, schmunzelte Nudelgack und guckte sich nach dem Freiersmann aus Vosselstruth um. Aber der war mit den harten Nagelstiefeln über die Türschwelle gestolpert und lag nun mit seinem rothaarigen Kopf langewege in der Stube.

„Aber Fridolin“, scherzte der Bürgermeister, „so tief brauchst du dich nun gerade nicht zu verbeugen.“

„N—nein, das will ich auch nicht“, stammelte der Vosselstruther und krabbelte wieder auf die Beine.

„So“, sagte Nudelgack, „da sind wir nun, und ich hoffe, daß Fridolin willkommen ist.“

„Das will ich meinen“, schmunzelte der Adam, „denn er hat schon alles im Blei.“

„Gestatten Sie“, sagte nun der Handwerksbursche lachend zum Bürgermeister hin, „Fridolin Guldenbein ist mein Name.“

„Oho, und meiner Nudelgack. Und Sie waren ja gestern in »Braunen Bären«, und machen jetzt Ihre Spässe, denn ich habe ja doch hier den Fridolin Guldenbein.“

„Jawohl, das stimmt“, bestätigte der Vosselstruther, „ich bins.“

„Bei mir stimmt's auch“, rief belustigt der Handwerksbursche. „Ich bin der Fridolin Guldenbein schon achtundzwanzig Jahre lang.“

„Wo stimmt's, und wer ist das Guldenbein?“ fragte nun überrascht der Adam und sperrte das Maulwerk auf, soweit es nur ging.

„Das richtige Guldenbein habe ich gebracht“, brummte der Bürgermeister, „denn es will zum Gretchen.“

„Bürgermeister“, kicherte das Gretchen, „ich habe schon mein Guldenbein, und behalte es auch, und zwei brauche ich doch nicht.“

Und nun lachte das Mädchen so laut hinaus, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Und weil es dem Gretchen so aus dem Herzen kam, da lachte auch noch der Handwerksbursche und die Zule und dann in seinem Brummelbaß der Nudelgack. Und der rothaarige Vosselstruther krächte vor Vergnügen wie ein Hahn.

Aber der Adam lachte nicht. In seiner Verwirrung rannte er in der Stube umher und schrie: „Kreuzbatavia noch einmal, welches ist jetzt das richtige Guldenbein! Und wer hat die Aecker, die Kühe und den Gaul?!“

„Jäh“, krächte der Rote aus Vosselstruth.

„Jäh nicht“, rief lachend der Schwarze aus der Fremde.

„So, so, du nicht“, schalt Hefenklos, „dann pack dein Bündel, denn ich bin's nicht zufrieden.“

„Ei, Vater“, tröstete das Gretchen, „ich heirate ja doch keine Kühe, sondern den Fridolin.“

„Adam“, rief nun die Zule, „denke an die Bratkartoffeln. Vor diesen hast du gelobt, daß unser Gretchen jetzt wählen darf, wen sie will. Und deinen Segen hast du ja auch schon gegeben, Adam! Dabei bleibt's jetzt, da bin ich dir gut dafür.“

Die Zule stampfte nun so zornig den Boden



„Aber Fridolin“, scherzte der Bürgermeister, „so tief brauchst du dich nun gerade nicht zu verbeugen.“

und guckte so herrisch nach ihrem Alten, daß der nicht mehr zu piepsen wagte.

„Adam, gib nach“, riet nun auch Hennerch Nudelgack, „denn was die Weiber wollen, das sehen sie auch durch. Und wenn dein Gretchen schon ein Guldenbein hat, dann nehme ich meins wieder mit, nicht wahr, Fridolin?“

„Ja, das stimmt“, sagte der Rote, und stapfte mit dem Bürgermeister wieder zur Tür hinaus. —

Fridolin Guldenbein aus der Fremde war arm wie eine Kirchenmaus. Aber er ist ein fleißiger Bauer und mit seinem Gretchen glücklich geworden.

„Ja, unser Fridolin“, schmunzelte immer wieder Adam Hefenklos, „der ist mir lieber wie sechsundachtzig Aecker und neununddreißig Kühe.“

Der Dreck und die Beleuchtung.

Von W. Karl.

Es war vor vielen, vielen Jahren. Da kam in den Bezirk ein neuer Oberamtmann, und dieser neue Oberamtmann hatte eine neue Idee, was man damals nicht jedem nachsagen konnte. Nämlich er hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Ortsbeleuchtung bis ins hinterste Dorf hinein einzuführen; was, damals in der seligen rationalistischen Aufklärungszeit, oben sehr hoch geschätzt wurde; bei den Bauern allerdings weniger hoch.

So fuhr er denn eines Tages mit seinem Amtsaktuarium unternehmungslustig nach dem reichen Pfarrdorf Finsterlingen. Er dachte: die haben Geld, die haben's auch nötig. Hier kann's nichtwohl fehlen... Also, der Herr Oberamtmann tagte mit Bürgermeister und Rat im Gemeindehaus. Aber während der langen und eifrigen Rede des hohen Volksleuchters herrschte unter den Ortsvätern eisige Stimmung. Finster und steif wie Götzenbilder schauten sie vor sich hin. Der Oberamtmann wurde von der Eisluft kältlich angeweht, so daß er an der Glase geradezu fror, als er sich mit dem gelbseidenen Taschentuch den kalten Schweiß abwischte. Er sah wohl, daß die Zuhörer sich zuweilen Blicke zusendeten, welche ihm zu sagen schienen: „Schwäche du nur, was du magst; hingegen tun wir, was wir wollen.“

Endlich war der Volksbeglücker fertig. Nun gebot er den Herren, ihre Meinung zu sagen. Aber keiner machte den Mund auf. Der Beamte geriet in Hitze und hob zu einer zweiten, noch längeren Rede aus: Kein Dorf im ganzen Land habe die Ortsbeleuchtung nötiger als gerade Finsterlingen. Es liege an der Hauptpoststraße, habe einen außerordentlich starken Durchgangsverkehr mit Fuhrwerken und Reisenden aller Art und sei — das müsse er mit Schmerz feststellen — auf den Gassen mit einem noch außerordentlicheren Dreck gesegnet und darob zwischen Basel und Frankfurt berüchtigt wie keine zweite Gemeinde. Es vergehe kaum eine Woche, wo nicht beim Amt Klagen eingereicht würden über die mörderischen Straßenverhältnisse innerhalb des Ortsetters. Schon aus diesem Grund, um des Dreckes und des Wehgeschreies der Reisenden willen, müßten die Finsterlinger die Straße beleuchten.

Schluß! Aber kein neuer Anfang des Redens auf der Finsterlinger Seite. Wie altrömische Senatoren saßen sie da und schwiegen in allen Stimmen der Völker.

Jetzt geriet der Oberamtmann in Wut. Er warf seine Aktentasche auf den Tisch und befahl dem Bürgermeister, bei Strafe seiner höchsten Ungnade und Gefahr eines unmittelbaren Verichts an Serenissimus den Landesherrn, unverzüglich seine Meinung zu äußern, Ja oder Nein zu sagen.

Nun hielt es der Bürgermeister doch für zeitgemäß, den Mund aufzumachen. Er legte also den Zeigefinger auf die Nase und sagte: „Euer Gnaden, Herr Oberamtmann! Verzeihet, wenn ich ästumiere, daß Ihr ja gewißlich Recht habt, was das Oberamt angeht. Und während Eurer ersten Rede ist es mir fast gekommen, als ob wir in Sachen der Straßenbeleuchtung Eurer Meinung sollten zustimmen. Aber hingegen was Ihr da von dem Dreck auf der Straße sagt, das hat mir doch wieder zu denken gegeben.“

„Was hat Ihm der Dreck zu denken gegeben? Was denn? Das kann wohl nichts Sauberes sein!“

Der Oberamtmann hatte gemeint, mit der Anführung des Dreckes einen gewichtigen Trumph auszuspielen. Was aber war nun dem alten Bürgermeister wieder in die Krone gefahren?

„Gnaden, Herr Oberamtmann! Aber gerade wegen des tiefen Dreckes kann ich nun nicht zugeben, daß die Straße beleuchtet werde.“

„Und warum nicht? Warum nicht? Hat Er keine Logik im Leib?“

„Gnaden, Herr Oberamtmann! Was Logik ist, weiß ich nicht. Mit Wissen habe ich also auch keine gegessen oder getrunken. Aber ich meine halt nur, es sei wahrlich genug, daß die Reisenden bei Tage unsern Dreck sehen und sich darob entsetzen und beim Amt beschweren. Wenn nun die Reisenden auch bei Nacht noch den Dreck besähen, maßten unsere Straße beleuchtet wäre, so würde des Klagens und Scheltens und Beschwerens noch viel mehr sein. Es ist ohnehin schon schlimm genug, daß ab und zu der Mond scheint. Sollen wir nun gar noch unsre Straße beleuchten? Das kann ein hochwohlblühliches Oberamt gewiß nicht wollen!“

Der Oberamtmann ließ abstimmen. Sämtliche Ortsväter stimmten gegen die Beleuchtung.

Unberichteter Dinge, schnaubend und drohend ließ der Oberamtmann anspannen und jagte von dannen. Der Dreck blieb fürderhin so unbelichtet wie seit vielen hundert Jahren.

Das Nachtgespenst.

Eine Detektivgeschichte von Fritz Meinhold.



Was tun? Aufstehen und das Haus alarmieren?

Als die Uhr zur Nachtzeit 12 geschlagen hatte — alle Gespenstergeschichten spielen bekanntlich um diese Zeit — wurde es Karl Hammerschmidt unheimlich zumute. Hörte er nicht deutlich im Zimmer über ihm leise, schlürfende und scharrende Schritte? Haus und Hof lagen in tiefster Finsternis, alles schlief, nur ihn hatten Sorgen gepackt, die ihm keine Ruhe ließen. Wie sollte es auch anders sein, wenn die Erträge aus seiner Landwirtschaft immer mehr zurückgingen, die Preise sanken und er in immer weitere Verschuldung geriet.

Aber die schlürfenden Schritte waren eine unerwartete Beigabe zu all den Sorgen. Was tun? Aufstehen und das Haus alarmieren? Wie aber, wenn man nachher nichts fand und er noch zu allem Schaden den Spott zu ertragen hätte? Vielleicht kamen die bösen Gedanken heute auch davon, daß er sich im Wirtshaus so geärgert hatte. Hatte sich doch der Karl Schröder an seinen Tisch gesetzt, von dem er wußte, daß er ein Auge auf seine Tochter Klara geworfen hatte, den er aber als Schwiegersohn nicht gebrauchen konnte. Schröder besaß ein paar Morgen Land weit draußen am Ufer des Sees, wo im losen Sandboden nichts, aber auch gar nichts gedieh. Was sollte die Klara mit dem Hungerleider anfangen? Wenn sein eigener Verdienst schon von Jahr zu Jahr zurückging, wie mußte es dann erst bei Karl aussehen? Aber er würde ihn schon zurückweisen, wenn er

es wagen sollte, um Klaras Hand anzuhalten, ob diese auch selber anders über den Fall denken mochte. Die jungen Leute waren eben verliebt. Mit solchen Gedanken verging die Nacht, und erst gegen Morgen fand er Schlaf.

Gesehen hat niemand das Nachtgespenst, aber gehört haben es die andern Hausgenossen auch und sogar noch öfters. Man war sich darüber einig, daß es in dem Zimmer des Professors Huber haufen mußte, eines gelehrten Herrn aus der Stadt, der seine Ferien im Sommer bei Hammerschmidts zu verleben pflegte, und für den das Zimmer immer bereitgehalten wurde, ausgestattet mit dem Hausrat, den ein Professor immer anbringt — mit vielen Büchern.

Auf dieses Zimmer mußte es das Gespenst abgesehen haben. Aber, wie kam es da hinein? Und, was machte es da? Landjäger sind nicht immer die besten Detektive, jedenfalls Landjäger Stommel wußte den Fall nicht zu enträtseln, und er wäre auch für alle Zeiten ungelöst geblieben, wenn nicht zwei Ereignisse eingetreten wären, die das Dorf geradezu auf den Kopf stellten.

Das erste war, daß Karl Schröder, der Hungerleider, diesmal eine Riesenernte einbrachte und Früchte von einer Güte, wie man sie noch nicht in der Gegend gesehen hatte. Und das zweite war, daß er daraufhin um Klärchens Hand angehalten hatte, und daß eine frohe Hochzeit gefeiert wurde.

Der alte Hammerschmidt hatte also ohne weiteres seine Zustimmung gegeben, fragt der Leser? Nein, aber er hatte es getan, als in dem Brief, mit dem Karl um Klärchens Hand anhielt, folgendes gestanden hatte: „... das ganze Dorf wundert sich über meine große Ernte und darüber, daß ich meine Erzeugnisse in der Stadt so gut losgeworden bin. Ja, das liegt an der Qualität der Ernte. Die Güte macht es! Und das Rezept dafür, das will ich Dir geben. Aber da muß ich zuvor noch ein Geständnis machen. In Professor Hubers unbewohntem Zimmer liegen viele kleine Schriften, die sich mit der Landwirtschaft befassen, und darin steht immer wieder zu lesen, daß es auf die richtige Düngung ankommt. Stickstoff und Phosphorsäure genügen nicht: Kali ist das Entscheidende. Ohne Kali keine Körner, keine Früchte! Da habe ich denn danach gehandelt, gab Kali, und der Erfolg ist überraschend groß. Diese Büchlein aber habe ich mir, eins nach dem anderen, zur Nachtzeit geholt und das nächste Mal wieder zurückgebracht, und Klärchen hat dem »Nachtgespenst« die Tür geöffnet. Und im nächsten Monat soll Hochzeit sein. . . .“

Da hatte Papa Hammerschmidt nicht nur „ja“ gesagt, sondern er hatte schnellstens zugehört, und die Methode, durch richtige Kali-Düngung Höchsternten zu erzielen, die er vom „Nachtgespenst“ sich abguckte, gab ihm Frohsinn und auch den gesunden Schlaf zurück.